16

Bibliothek
der
Geschichte der Menschheit.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Vierter Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1782.

Einwohner von Grönland.

Aus David Cranz Historie von Grönland.

2 Theile. Barby 1765 in 8.

Die evangelische Brüdergemeine, deren Verdienste um die Ausbreitung der christlichen Religion groß sind, trug im Jahr 1759 einem ihrer Mitbrüder, Cranz, auf, nach Grönland zu reisen, und daselbst aus dem Augenscheine, wie auch aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten eine Beschreibung dieses Landes, seiner Einwohner, und der dortigen Missionsanstalten der evangelischen Brüder zu verfertigen. Cranz reisete, diesem Auftrage zufolge, 1761 nach Grönland, hielt sich ein Jahr lang daselbst auf, und brachte seine Geschichte von Grönland zu Stande. Wir haben, mit Uebergehung aller Missionsnachrichten, dasjenige, was für unsern Zweck gehört, daraus gezogen, weil in Ansehung desselben der Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers nichts im Wege zu stehen scheint.

Erster Abschnitt.

Von der natürlichen Beschaffenheit Grönlands.

Grönland ist das äußerste Stück Land, das in Norden zwischen Europa und Amerika liegt. Es erstreckt sich von der südlichsten Spitze, dem Vorgebirge Farewell und Statenhuk, im 59sten Grade rechter Hand Nordostwärts gegen Spitzbergen zu, bis in den 80sten Grad, und linker Hand, Nordamerika gegenüber, Nordwest- und Nordostwärts bis etwa in den 78sten Grad. So weit sind die Küsten dieses Landes entdeckt worden.

Ob es eine Insel sei, oder mit andern Ländern zusammenhange, hat bisher noch nicht ausgemacht werden können, indem noch kein Schiff, wegen des Eises, das äußerste Ende gegen Norden erreicht hat.

Den Namen Grönland hat die Ostseite dieses Landes von den Norwegern und Isländern bekommen, die es zuerst entdeckt haben. Diese Seite ist aber jetzt wegen des vielen Treibeises fast gänzlich unbekannt. Die

West-

Westseite, welche vom 62sten bis 72sten Grad von Europäern bewohnt wird, ist ein hohes felsigtes und dürres Land, und erhebt sich an den meisten Orten gleich an der See zu hohen Bergen und unzugänglichen Klippen, die man über zwanzig Meilen weit im Meere sehen kann. Diese sind, außer den obersten gar zu steilen und glatten Felsen, beständig mit Eis und Schnee bedeckt. Die vom Schnee entblößten Felsen und Klippen sehen in der Ferne dunkelbraun und ganz kahl aus; in der Nähe aber sieht man sie mit vielen Adern von farbigen Steinen durchstreift, hie und da mit ein wenig Torf und Erde bedeckt, und mit kleinem Grase und Heidekraute, in den Thälern aber mit niedrigem Gesträuche bewachsen. Hier trifft man auch kleine Bäche und Teiche an.

Die Küste ist mit vielen Buchten und tief ins Land gehenden Meerbusen durchschnitten, und mit einer unzäligen Menge großer und kleiner Inseln, wie auch offenbarer und blinder Klippen oder Scheeren bedeckt.

Außer der Küste ist das Land gar nicht, und auch hier nur sehr geringe bewohnt. Die Grönländer erzählen, daß das Land bis

in den 78sten Grad, aber nur von sehr wenigen Menschen bewohnt sei. Denn ob es gleich daselbst viele Eidervögel, weiße Bären, Seehunde und Wallfische gebe; so habe doch niemand Lust, wegen der langen Winternächte, daselbst zu wohnen. Es fehle auch daselbst an Holz und Eisen, welches sie von den südlichern Grönländern gegen Einhorn eintauschten. Das Land bestehe aus bloßen Felsen und Eise, und bringe nicht so viel Gras hervor, als sie in ihre Schuhe brauchten, daher sie dieses auch kauften. Die Häuser aber deckten sie mit Einhorn, Thon und Seehundfellen.

Das Treibeis ist für die Grönländer zum Theil eine große Wolthat. Denn es führt ihnen viel Holz zu, und mit demselben decken sie ihre Häuser, richten ihre Zelte auf, bauen ihre Böte, und verfertigen ihre Pfeile. Dies Treibholz besteht zum Theil aus großen mit der Wurzel ausgerissenen Bäumen, die durch vieljähriges Herumtreiben, Anstoßen und Reiben am Eise, sowol von Aesten als von der Rinde gänzlich entblößt, und von großen Holzwürmern durchfressen sind.

Das

Das Land ist nicht so wasserreich als bergigte Länder in wärmern Gegenden, und die meisten Quellen, die ein sehr reines und gesundes Wasser geben, haben weiter keinen Nachsatz, als das geschmolzene Schneewasser. Hie und da sind in den Thälern ziemlich große Teiche, die von dem aus den Bergen herabrinnenden Schnee und Eise unterhalten werden. Im Sommer trocknen viele Quellen aus, und im Winter frieren die meisten zu. Menschen und Vieh müßten alsdann vor Durst sterben, wenn nicht in dem härtesten Winter oft Thauwetter und Regen einfiele, da man dann unter dem Eise das geschmolzene Schneewasser sammeln kann.

Da das Land an den meisten Orten mit beständigem Eise und Schnee bedeckt ist, so kann man leicht denken, daß es sehr rauh und kalt seyn müsse. Wo man im Winter noch eine oder ein paar Stunden die Sonne genießt, da ist die Kälte noch erträglich, wenn gleich selbst in der warmen Stube starke Getränke frieren. Wo aber die Sonne nicht mehr scheint, da friert, während des Theetrinkens, die leere Tasse am Tische an. Herr Paul Egede führt in seinem Journal

unterm 7ten Jan. 1738 von der Kälte bei Disko folgende Wirkungen an. Das Eis und der Reiffrost geht durch den Schornstein bis ans Ofenloch, ohne am Tage vom Feuer aufzuthauen. Ueber dem Schornstein ist ein Gewölbe von Reiffrost mit kleinen Löchern, wo sich der Rauch durchdrängt. Thür und Wände sind vom Froste in der Stube wie übertüncht, und zwei Unterbetten sind oft an der Bettstelle angefroren. Die Wäsche ist im Kasten gefroren. Von dem Athem wird das Oberbett und Kopfküssen eines Daums dick ganz steif von Reiffrost. Die Fleischfässer muß man in Stücken hauen, wenn man es heraus nehmen will, und im Schneewasser aufthauen. Wenn man es hernach aufs Feuer setzt, so ist das äußere gar gekocht, ehe sich das innere mit Gewalt zerreißen läßt.

In der Hudsonsbay, wo Ellis 1746 im 57sten Grade überwinterte, war die Bucht schon vom 8ten Oktober zugefroren. Die Dinte fror beim Feuer, und das Bier in der warmen Stube, ohnerachtet es auf Flaschen gefüllt, und in Werg eingewickelt war. Alle starke Getränke froren zu Eis, und zersprengten

ten die Gefäße; der Brannteweín und sogar die aus Wein abgezogenen Spiritus wurden dick, wie gefrornes Oel. In der warmen Stube setzten sich die Dünste an die Wände, wie Schnee, und die Bettlacken froren an die Wand fest. Selten aber hält die scharfe Kälte und schneidende Luft länger als vier bis fünf Tage an, und wechselt dann mit Thauwetter ab.

Die größte Kälte stellt sich überall erst nach dem Neuenjahre ein, und ist im Februar und März so hart, daß die Steine springen, und die See wie ein Ofen raucht. Oft gerathen die Grönländer durch das Zufrieren der See in große Hungersnoth, weil sie dann vor Kälte und Eis ihre Nahrung nicht holen können.

Den Sommer kann man zwar vom Anfange des Mai bis zu Ende des Septembers rechnen; denn in diesen fünf Monaten wohnen die Grönländer in Zelten. Aber die Erde thauet erst im Junius recht auf, und auch da nur in der Oberfläche. Der Schnee fällt noch im Junius, und fängt im August schon wieder an; doch bleibt er vor dem Oktober selten liegen.

In

In den längsten Sommertagen ist es, besonders in den Meerbusen und Thälern, wo sich die Sonnenstralen sammeln, und die Winde und Nebel von der See nicht hinein können, so heiß, daß man die Kleider abwerfen muß. Dann wird auch das Seewasser, welches beim Ablauf der See auf den Klippen bleibt, zu schönem weißen Salze. Ja selbst in der offnen See kann es bei stillem Wetter und hellem Sonnenschein so heiß werden, daß das Pech an den Schiffen schmelzt. Man wird aber der Wärme nie recht froh; theils wegen der von den Eisfeldern durchdrungenen kalten Luft, welche des Abends so empfindlich wird, daß man oft zwei Pelze über einander vertragen kann; theils wegen der vielen Nebel, die an der Küste fast täglich vom April bis in den August regieren, und oft so dick sind, daß man nicht eine Schiffslänge vor sich sehen kann. Im Herbst ist erst das schönste und beständigste Wetter, welches aber auch nicht lange dauert, und mit starken Nachtfrösten begleitet ist.

Die Luft in Grönland ist sonst gesund, rein und leicht, und man kann hier bei guten

ten warmen Kleidern, einer mäßigen Diät und hinlänglicher Leibesbewegung, frisch und gesund bleiben. Selten hört man etwas von den in Europa gewöhnlichen Krankheiten, den Scharbock und einige Brust- und Augenbeschwerden ausgenommen, welche theils von den Speisen der Grönländer, theils von der Kälte und dem Schneeglanze herrühren mögen, aber doch auch nicht sehr gemein sind. Bei Cranzens Anwesenheit waren die ersten deutschen Missionarien schon ins dreißigste Jahr gesund und munter geblieben, ohnerachtet ihre Lebensart sehr beschwerlich, und, besonders im Anfange, sehr schlecht und kümmerlich gewesen war.

Die Stürme sind hauptsächlich im Herbste heftig und gefährlich. Gewitter sind selten, und wenn sie kommen, so sieht man zwar Blitze, aber man hört keinen Donnerschlag, und wenn man einen dergleichen hört, so ist er so entfernt, daß man kaum weiß, ob es einer ist. In dreißig Jahren hat man nur eine Bewegung verspürt, die einem Erdbeben ähnlich gewesen ist, und von feuerspeienden Bergen weiß man in Grönland gar nichts.

Im Sommer ist in dieser Gegend gar keine Nacht, indem die Sonne über den 66sten Grad hinaus in den längsten Tagen gar nicht, und im 64sten Grade erst um 10 Uhr 10 Minuten unter, und um 1 Uhr 50 Minuten schon wieder aufgeht; so daß sie nur drei Stunden 40 Minuten unter dem Horizonte zubringt. Im Junius und Julius ist es daher die ganze Nacht so helle, daß man in der Stube ohne Licht die klarste Schrift lesen und schreiben kann, und im Junius kann man die Spitzen der Berge in der Nacht von den Sonnenstralen bemalt sehen. Dieses ist sowol für die Grönländer, als für die Fischer eine große Wolthat. Denn jene können dadurch bei dem so kurzen Sommer die ganze Nacht hindurch jagen und fischen, und diese würden sonst wegen des Eises große Gefahr laufen. Wo die Sonne gar nicht untergeht, da scheint sie gleichwol des Nachts nicht so hell, als am Mittage, sondern verliert ihre Stralen, und scheint wie ein recht heller Mond; so daß man, ohne geblendet zu werden, hinein sehen kann. Die Winternächte sind aber dagegen auch desto länger, und in Diskobucht sieht man vom

30sten

30sten November bis den 12ten Jenner die Sonne gar nicht aufgehen. Alsdann genießen die Einwohner nur einer mäßigen Dämmerung. Demohnerachtet aber wird es hier nie so stockfinstere Nacht, als in andern Weltgegenden. Denn entweder geben Mond und Sterne bei der klaren Luft und Kälte, und dem vielen Schnee und Eise einen so starken Widerschein, daß man ohne Leuchte fertig werden, und eine mittelmäßige Schrift deutlich lesen kann; oder wenn der Mond nicht scheint, so vertritt das Nordlicht mit seinen schönen und vielfarbigen Stralen dessen Stelle oft noch besser.

Aus der Lage und Beschaffenheit des Landes kann man leicht auf die Fruchtbarkeit desselben schließen. Die Thäler bringen fast nichts, als Moos und etwas saueres Moorgras hervor. Auf den niedrigen Klippen, die hin und wieder mit wenigem Sande und Erde bedeckt sind, wie auch auf den unbewohnten Inseln, wo die Vögel nisten, und durch ihren Auswurf die Erde düngen, wachsen einige Kräuter, Heide und Gesträuche. Alles aber bleibt wegen der Dürre des Bodens und der kalten Luft sehr klein. Nur

bei

bei den Grönländischen Häusern und Zelten, wo der Boden, wenn er gleich nichts als dürrer Sand gewesen ist, viele Jahre lang durch das Blut und Fett der Seehunde gedüngt worden, wachsen die herrlichsten Kräuter, in ungemeiner Menge und Größe. Jedoch werden die wenigsten so stark, als in Europa, wie sie denn auch gemeiniglich einen Monat später aufkommen und blühen. Unter denselben befinden sich verschiedene, die Cranz sich sonst nirgends gesehen zu haben erinnert, und welche ohne Zweifel den Grönländern für ihre Krankheiten sehr heilsam seyn würden, wenn sie sich derselben zu bedienen wüßten.

Gras wächst hier nicht nur auf sumpfigem, sandigem und Torfboden, wo es aber gemeiniglich sehr klein und schlecht ist, sondern auch an den mit etwas Erde angefüllten Felsklüften, und besonders bei den grönländischen Häusern, wo es sehr dicht und lang wächst. Die Grönländer brauchen eine Art desselben, welche dem Gerstentwalch (Gramen hordeaceum) am nächsten kommt, wie Stroh, und legen es in Schuhe und Stiefeln, um weich und trocken zu gehen.

Gerste

Gerste und Hafer kann hier selten bis zur Aehre, und auch an den wärmsten Stellen, wegen des frühen Nachtfrostes, nicht bis zur Reife kommen.

Man kann auch von Gartengewächsen nicht viel ziehen, weil man erst in der Mitte des Junius säen kann. Und auch da ist der Boden unten noch gefroren, und oben friert er schon im September wieder zu. Alsdann muß man alles aus der Erde nehmen, außer Schnittlauch, welches sich auch den Winter durch hält. Salat und Kohl kann man nicht verpflanzen, und beide bleiben daher sehr klein. Radisgen wachsen so gut, als in allen Ländern; Rettige aber bleiben sehr klein, und die weißen Rüben werden selten größer, als ein Taubenei. Man kann sie mit dem Kraute essen, und sie haben einen vortrefflichen Geschmack. Das ist alles, was man hier in Gärten ziehen kann, und diese müssen noch dazu so angelegt werden, daß sie vor dem Nordwinde, und dem Sprützen des Seewassers sicher sind.

Das meiste, was hier wächst, ist Moos, und dieses in großer Menge und von vie-

lerlei Arten. Von Heidegesträuch findet man hier gleichfalls verschiedene Gattungen. Die Beeren, welche darauf wachsen, besonders die Kräke oder Krähbeeren, die auch den Winter über unter dem Schnee aushalten, sammeln und essen die Grönländer sehr gern. Die Wacholderbeeren aber, die hier weit größer und kräftiger als anderswo wachsen, achten sie gar nicht. Weiden und Birken kriechen nur, wie Heide, auf dem Boden. In den Buchten aber, wo die Wärme stärker und anhaltender ist, wachsen diese Büsche, wie auch die Erlen, welche an Wasserbächen stehen, Mannshoch, und werden drei bis vier Zoll dick. Aber sie sind so krumm, daß man wenig in ein Boot laden, und sich also dieses Holzes, so häufig es auch wächst, nicht zur Feuerung bedienen kann. Man muß daher Torf stechen, Treibholz sammeln, oder Steinkohlen und Brennholz übers Meer kommen lassen.

Nach der Grönländer Aussage wachsen diese Gesträuche im südlichen Theile des Landes einige Mannslängen hoch, und eines Beines dick. Daselbst wächst auch das Vogelbeerholz in Menge, und bringt seine

Frucht

Frucht zur Reife. Auch müssen da Espen seyn, weil die See manchmal einige Zweige derselben auswirft. Auch sollen wilde Erbsen, und eine Frucht da wachsen, die unsern großen Pflaumen nahe kommt. Je weiter man aber nach Norden geht, je kahler wird das Land; so daß man endlich nichts, als die bloßen Felsen findet.

Vom Meergrase giebt es viele Arten. Die Grönländer essen sie, am meisten aber ein hellrothes und grünes sehr zartes Blatt, welches sie zur Erfrischung, wie wir die Salate, genießen, und das ihnen gegen den Schaarbock sehr dienlich ist.

So unfruchtbar aber dieses Land auch ist, so nähret es doch einige, wiewol nur wenige Thiere, welche den Einwohnern zur Nahrung und Kleidung dienen, und zum Theil nur in den kalten Nordländern leben können.

Von eßbarem Wildprete findet man hier Hasen und Rennthiere in ziemlicher Menge, obgleich die letztern schon angefangen haben, selten zu werden. Die hiesigen Rennthiere sind wild, können stark laufen, und lassen sich, wegen ihres feinen Geruches, schwer er-

 schlei-

schleichen, wenn der Wind von dem Jäger auf sie zuweht. Nachdem die Grönländer Pulver und Blei bekommen haben, sind diese Thiere sehr dünne geworden. Noch oft versäumen sie häufig mit dieser Jagd den besten Fisch- und Seehundsfang, und bringen die besten Sommermonate damit zu, um ein paar Rennthierfelle zum Staate zu haben. Je weiter man Nordwärts kommt, je weniger giebt es Rennthiere. Außerdem trifft man Füchse, weiße Bären, und Hunde an. Die letztern sind von mittelmäßiger Größe und sehen den Wölfen ähnlich. Sie bellen nicht, sondern muchsen nur, können aber desto mehr heulen. Zur Jagd sind sie wegen ihrer Dummheit nicht weiter zu gebrauchen, als den Bär in die Enge zu treiben. Man bedient sich ihrer statt der Pferde, indem man vier bis zehn Hunde vor einen Schlitten spannet, und in dem Aufzuge einander besucht, oder die Seehunde vom Eise nach Hause bringt. Daher sind sie bei den Grönländern in eben so großem Werthe, als bei uns die Pferde. Einige, und, wenn Hungersnoth vorhanden ist, alle Grönländer essen die Hunde, und ihre Felle brauchen

sie

sie zu Bettdecken, wie auch ihre Kleider damit zu besäumen.

Im Jahre 1759 brachte einer von den Brüdermissionarien drei Schafe aus Dännemark mit nach Grönland, die sich ziemlich vermehrt haben. Das hiesige Gras ist so süß und kräftig, daß sie weit geschwinder wachsen und fetter werden, als in Deutschland.

Man hat auch Rindvieh gehabt, aber wegen der vielen Kosten und Mühe, die das Zusammenbringen des Grases für den Winter verursachte, ist es wieder abgeschafft worden.

Ziegen und Schweine könnte man hier mit weniger Mühe halten, weil aber diese Thiere die Zelte von Fellen und die Lebensmittel der Grönländer, welche oft auf freiem Felde liegen, nicht verschonen würden; so unterläßt man es.

Landvögel giebt es hier nicht viel Arten, weil sie wenig Futter finden. Man trifft viele Rypen, wie sie in Norwegen, oder Schneehüner, wie sie in der Schweiz heissen, an. Außerdem giebt es Schnepfen, und von Raubvögeln, Adler, Falken, Eulen

und Raben. Man hat Hüner und Tauben hieher gebracht, aber ihre Unterhaltung zu kostbar gefunden.

Vor Mücken kann man sich sechs Wochen im Sommer kaum bergen, und der Schweißfliegen ist gleichfalls eine große Menge. Schlangen, Kröten, Frösche, Ratzen, Mäuse und dergleichen können in diesem kalten Lande nicht dauern.

So arm nun das Land an Thieren ist, so reich ist dagegen die See daran, sowol in Verschiedenheit als Menge. Unter den Vögeln ist besonders der Eidervogel merkwürdig. Flußfische giebt es keine andre als Lachsforellen und Lachse. Die letztern sind indessen weit seltener, als jene. Die Grönländer fangen diese Fische unter den Steinen mit den Händen, oder stechen sie mit einer Stange, woran zwei Spitzen von Knochen oder Eisen befestigt sind. Wenn die Lachse aus der See in die Flüsse gehen, so bauen die Grönländer zur Zeit der Ebbe ein Steinwehr vor den Fluß, da dann die Lachse mit der Fluth hinüber gehen, und zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen liegen bleiben.

Die gemeinste Nahrung der Grönländer ist eine Art von Stinten oder Strömlingen, welche eine viertel Elle lang sind. Im May und Junius, wenn sie laichen, schöpft man ganze Böte voll, trocknet sie in der Luft auf den Klippen, bewahrt sie gegen den Winter in großen ledernen Säcken und abgelegten Kleidern, und ißt sie als tägliches Brod oder Zugemüse. Von großen Heringen werden einige wenige gegen Süden gefangen.

Nächst jenen essen die Grönländer am meisten den Ulken, (Scorpius marinus) der besonders im Winter von armen Frauensleuten und Kindern, mit einer Schnur von Fischbein oder Vogelfedern von dreißig bis vierzig Klaftern gefangen wird. Der Fisch ist gemeiniglich eine halbe Elle lang und voller Gräten, aber sehr wolschmeckend und gesund.

Dorsche giebt es in ziemlicher Menge und von mancherlei Art; aber sie sind meistens klein und mager. Die übrigen Seefische, welche in Grönland, so wie auch anderwärts, angetroffen werden, und den Grönländern zur Speise dienen, brauchen hier nicht alle genannt zu werden.

Der Wallfischfang um Grönland ist bekannt genug. Die Grönländer putzen sich, wenn sie darauf ausgehen, aufs beste. Denn wenn jemand unreine Kleider, besonders solche, worin er einen Todten berühret hat, anzöge; so würde der Wallfisch, nach ihrem Vorgeben, entfliehen, oder, wenn er auch schon todt wäre, sinken. Auch Frauenspersonen gehen mit, theils um zu rudern, theils um die Kleider der Männer und die Böte, wenn sie verletzt werden, zu flicken. Sie fahren in Männer- und Frauensböten beherzt auf den Fisch los, schießen ihn mit etlichen Harpunen, an welchen eine Blase von großem Seehundsfell hängt, und etliche derselben halten den Fisch so stark auf, daß er nicht tief sinken kann. Wenn er matt ist, so tödten sie ihn vollends mit ihren kleinen Lanzen. Alsdann kriechen die Männer in ihre Wasser- oder Springpelze, welche aus Seehundsfellen zubereitet sind, und Schuhe, Strümpfe, Handschuhe und Mütze in einem Stücke haben. Diese werden um den Kopf fest zugeschnürt, und in denselben springen sie auf den Fisch und in die See. Der Pelz wird durch die Bewegung im Wasser so auf-

geblasen, daß sie nicht sinken, sondern gleichsam stehen, und in dieser Stellung schneiden sie den Speck ab. Und damit wissen sie, ohnerachtet ihrer schlechten Messer, sehr gut fertig zu werden. Aber bei diesem Speckschneiden geht es sehr unordentlich zu. Denn Männer, Frauen und Kinder laufen mit spitzigen Messern unter und über einander weg, indem jeder, der auch nur zugesehen hat, an dem Raube Theil nimmt. Man muß sich wundern, wie sie sich noch dabei so zu hüten wissen, daß doch keiner beträchtlichen Schaden nimmt, ohnerachtet es ohne Blut nie abgeht.

Die kleinern Wallfische fangen sie wie die Seehunde, oder jagen sie in die engen Buchten ans Land, daß sie sich den Kopf zerstossen oder stranden.

Von den Seehunden giebt es verschiedene Gattungen. Niemand kann sie besser nutzen und zugleich weniger entbehren, als die Grönländer, deren Acker die See, und deren einträglichste Erndte der Fang der Seehunde ist. Das Fleisch derselben giebt ihnen, außer dem Rennthierfleische, die liebste und beste Nahrung. Den Speck brauchen sie

zum Leuchten, Wärmen und Kochen, zu ihren Speisen und zum Handel. Mit den Sehnen können sie besser nähen, als mit Zwirn und Seide. Aus den Gedärmen machen sie ihre Fenster, Vorhänge vor den Zelten und Hemden. Die Blasen machen sie an ihre Pfeile, und aus dem Magen breiten sie sich Schläuche zur Aufbewahrung des Thrans. Ehemals mußten sie auch, weil sie kein Eisen hatten, aus den Knochen Werkzeuge machen. Selbst das Blut wird nicht ungenutzt gelassen, sondern sie kochen es nebst andern Zuthaten als Suppe, und essen es. Aber die Felle brauchen sie am nöthigsten. Denn wenn sie sich gleich hinlänglich mit den Fellen der Rennthiere und mit den Federn der Vögel kleiden und bedecken, mit ihrem Fleische und Fischen hinlänglich ernähren, die Speisen mit Holz kochen, und, nach einer neuen Einrichtung ihrer Wohnungen, mit dem leztern sich wärmen und leuchten könnten, so würden sie doch ohne Seehundsfelle nicht im Stande seyn, sich mit Rennthieren, Vögeln, Fischen und Holz zu versorgen. Denn ihre großen und kleinen Böte, in denen sie reisen und ihre Nahrung suchen müs-

sen,

sen, werden mit Seehundsfellen überzogen; aus ihnen schneiden sie Riemen, machen die Blase zu den Harpunen, und decken ihre Zelte damit, ohne welche sie im Sommer nicht bestehen können.

Es kann also niemand ein rechtschaffner Grönländer seyn, der nicht Seehunde fangen kann. Hierauf geht all ihr Dichten und Trachten von Jugend auf. Dies ist die einzige Kunst, und gewiß eine schwere und gefährliche Kunst, wozu sie von Kindesbeinen an erzogen werden, womit sie sich ernähren, ihren Mitbürgern angenehm, und dem gemeinen Wesen nützlich machen. Wie sie aber damit umgehen, das kann man erst alsdann deutlich begreifen, wenn man in dem Folgenden ihre dazu nöthigen Fahr- und Werkzeuge kennen gelernt hat.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Namen, der Gestalt, Kleidung und Lebensart der Grönländer.

Die Grönländer nennen sich schlechtweg Innuit, das heißt Menschen oder Einwohner. Von den Isländern, welche vor vielen hundert Jahren dieses Land entdeckt haben, sind sie aus Verachtung Skrällinger genannt worden, welches kleine, schlechte, untaugliche Menschen bedeuten soll. Denn die Grönländer sind von Natur sehr klein, und wenige über, die meisten aber unter fünf Schuh lang, und dabei scheinen sie schwach zu seyn. Sie haben indessen wolgebildete und proportionirte Glieder. Das Gesicht ist gemeiniglich breit und platt, mit erhabenen und starken runden Backen. Ihre Augen sind klein, schwarz und gar nicht feurig. Die Nase ist zwar nicht eingedrückt, aber klein, und gar wenig erhaben. Der Mund ist gemeiniglich klein und rund, und die Unterlippe etwas dicker, als die obere. Die Farbe ihres

res ganzen Leibes ist dunkelgrau, und die Farbe des Gesichts braun, und bei vielen scheint das Rothe durch. Dieses rührt indessen nicht von der Natur her; denn ihre Kinder werden so weiß, als andrer Völker ihre, gebohren. Es kommt vielmehr von ihrer Unreinlichkeit her, indem sie beständig mit Speck umgehen, bei den dampfenden Oellampen sitzen, und sich selten waschen. Indessen kann vielleicht auch das Elima, besonders die im Sommer auf eine brennende Sonnenhitze schleunig folgende kalte und rauhe Luft, vieles dazu beigetragen haben, daß die braune Farbe ihnen endlich erb- und eigenthümlich geworden ist. Die thranigen Speisen, welche sie häufig genießen, machen, daß ihr Blut dick, hitzig und fett wird, daß ihr Schweiß wie Thran riecht, und die Hände klebrig wie Speck, anzufühlen sind. Man findet indessen auch einige, die eine ziemlich weiße Haut und rothe Backen, und noch mehrere, die ein längliches Gesicht haben, und sich leicht unter den Europäern, besonders unter den Einwohnern gewisser Berge des Schweitzerlandes, verlieren würden.

Die

Die Grönländer haben durchgehends pechschwarze, steife, starke und lange Haare auf dem Kopfe, aber selten haben sie Barthaare, weil sie diese sorgfältig ausrupfen. Ihre Füße und Hände sind klein und zart, der Kopf aber und die übrigen Gliedmaßen groß. Sie haben eine besondere Brust, und besonders haben die Frauensleute, die von Jugend auf große Lasten tragen müssen, breite Schultern. Ihr ganzer Leib ist sehr fleischig, und hat viel Fett und Blut. Deshalb können sie auch bei leichter Kleidung, bloßem Kopfe und Halse, die Kälte recht gut ausstehen. Sie sitzen in ihren Häusern meistentheils, bis auf die Beinkleider, nackend, und ein Europäer kann es, wegen ihrer heißen Ausdünstungen, nicht lange aushalten, bei ihnen zu sitzen. Wenn sie im Winter beim Gottesdienste versammelt sind, so wird es bald so heiß, daß man sich den Schweiß abwischen muß, und nur mit Mühe Athem holen kann. Auf den Füßen sind sie sehr leicht und behende, und mit den Armen können sie sehr geschickte Bewegungen machen. Es giebt auch wenige gebrechliche Leute, und noch seltener Misgeburten unter ihnen. An Ge-

schick-

schicklichkeit des Leibes und an Stärke fehlt es ihnen auch nicht, nur wissen sie dieselbe bei einer ungewohnten Arbeit nicht anzuwenden; so wie sie im Gegentheil die Europäer in ihrer Arbeit übertreffen. So kann ein Mann, der in drei Tagen nichts, oder doch nur Seegras gegessen hat, in den größten Wellen seinen Cajak regieren; und die Frauensleute tragen ein ganzes Rennthier zwei Meilen weit, und legen ein Stück Holz oder Stein auf den Rücken, wenn ein Europäer kaum eine halb so große Last aufheben kann.

Die Grönländer sind meistentheils sanguinisch, und dabei phlegmatisch. Indessen giebt es unter ihnen auch hitzige und melancholische Leute. Sie sind zwar nicht sehr lebhaft, und noch viel weniger lustig und ausschweifend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutselig. Dabei sind sie für das Künftige unbekümmert, also auch nicht geizig, um etwas zusammen zu scharren, aber karg, andern mitzutheilen. Ihre Unwissenheit giebt ihnen ein großes Maaß Bauernstolz; sie setzen sich weit über die Europäer hinaus, und treiben wol gar heimlich Spott

mit ihnen. Denn wenn sie gleich den vorzüglichen Verstand und die Geschicklichkeit derselben eingestehen müssen, so können sie dieselben doch nicht schätzen. Dahingegen giebt ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Seehundsfange, wovon sie leben, und außer welchem sie nichts unentbehrlich bedürfen, ihrer großen Einbildung von sich selbst genugsame Nahrung. Und sie sind in der That auch nicht so dumm, wie man die sogenannten Wilden insgemein ansieht; denn in ihrer Art und ihren Geschäfften sind sie witzig genug. Aber sie sind auch nicht so klug und sinnreich, als wofür manche sie ausgegeben haben. Ihr Nachdenken äußert sich in den zu ihrem Bestehen nothwendigen Geschäften; und was damit nicht unzertrennlich verbunden ist, darüber denken sie auch nicht.

Sie halten sich allein für gesittete Menschen, weil viele unanständige Dinge, die sie nur gar zu oft bei den Europäern gesehen haben, unter ihnen wenig oder gar nicht vorkommen. Wenn sie daher einen stillen und sittsamen Fremden sehen, so pflegen sie zu sagen: „Er ist beinahe so sittsam, als wir;“ oder:

oder: „Er fängt an ein Mensch, das ist, „ein Grönländer, zu werden." Sie sind geduldig, und weichen aus, wenn man ihnen zu nahe kommt. Werden sie aber so weit in die Enge getrieben, daß sie nicht weiter fliehen können: so werden sie so wild, daß sie weder Feuer noch Wasser scheuen.

Sie sind nicht faul, sondern immer mit etwas beschäfftigt, aber sehr veränderlich. Oft fangen sie eine Sache an, werden aber durch unvorhergesehene Schwierigkeiten so abgeschreckt, daß sie sie wieder liegen lassen. Des Sommers schlafen sie fünf bis sechs, und des Winters acht Stunden. Wenn sie aber stark gearbeitet, und die Nacht durchgewacht haben, so schlafen sie den ganzen Tag über. Des Morgens, da sie auf einer Höhe mit einem melancholischen Stillschweigen das Meer und Wetter ansehen, sind sie gemeiniglich tiefsinnig und unmuthig, weil ihnen des Tages Last und Gefahr bevorsteht. Wenn sie aber nichts zu verrichten haben, oder glücklich vom Fange zu Hause gekommen sind, so findet man sie aufgeräumt und gesprächig.

Ihre Leidenschaften wissen sie sehr zu verbergen. Bei Unglücksfällen thun sie sehr gelassen, und nicht leicht kann man sie zum Zorn reizen. Wenigstens können sie ihren Unmuth leicht verbergen, werden aber bei solchen Fällen ganz stumm und mürrisch, und vergessen nicht, sich zur gelegenen Zeit zu rächen.

Ihre Kleider machen sie aus Rennthier-, Seehunds- und Vögelfellen. Sie sind auf allen Seiten, wie eine Mönchskutte, zugenähet, so daß sie zuerst die Arme hinein stecken, und dann den Rock, wie ein Hemde, über den Kopf herab ziehen müssen. Vorn ist er nicht offen, sondern bis ans Kinn zugenehet, und oben mit einer Kappe versehen, die bei kaltem und nassem Wetter über den Kopf gezogen wird. Den Mannsleuten reicht der Rock nur bis auf die Hälfte der Schenkel, und liegt nicht fest an, läßt aber, weil er vorn zu ist, keine Luft durch. Sie nähen nicht mit den Gedärmen, sondern mit den Sehnen der Rennthiere und Wallfische, die sie ganz zart spalten, und dann wieder mit den Fingern zwei- oder dreifach flechten. Ehemals brauchten sie, statt der Nadeln,

die

die Gräten der Fische und die zartesten Knochen der Vögel, ihre Messer aber waren von Stein. Man muß die Sauberkeit ihrer Arbeit bewundern, wozu sie itzt die feinsten Nadeln gebrauchen, und unsere Kürschner gestehen, daß sie es ihnen nicht gleich machen können. Die Vogelpelze sind ihre Hemden, und die Federn kehren sie einwärts. Eben so tragen sie auch die Rennthierpelze, über welche sie auch wol noch einen von dünnhaarigen Rennthieren gemachten Pelz ziehen. Die leztern sind indessen itzt schon so rar, daß nur die reichsten Frauenzimmer damit prangen können. Die Pelze von Seehunden sind die gemeinsten, wovon sie das Rauche gemeiniglich auswärts kehren. Der Saum und die Nath sind mit zarten Streifen von rothem Leder und von weißen Hundefellen zierlich besezet. Doch tragen nun die meisten vermögenden Mannsleute Oberkleider von Tuch, blaugestreifter Leinewand oder Kattun, aber nach grönländischer Mode gemacht. Ihre Beinkleider sind von Seehund- oder dünnhaarigen Rennthierfellen, und sowol oben, als unten, sehr kurz. Die Strümpfe sind von den Fellen der ungebohrnen

Seehunde, und die Schuhe von glattem und schwarzgegerbtem Seehundsleder, oben mit einem durch die Solen gezogenen Riemen zusammengeschnürt. Die Solen stehen zwei Finger breit hinten und vorn heraus, und sind mit vielem Fleiße gefaltet, haben aber keine Absätze. Eben so sind auch ihre Stiefeln gemacht. Wolhabende Grönländer haben nun auch wollene Strümpfe, Hosen und Mützen. Wenn sie auf der See fahren, so ziehen sie über ihre Kleider einen schwarzen glatten Seehundspelz, der das Wasser abhält. Darunter haben sie auch noch wol ein Hemde von Gedärmen an, um die natürliche Wärme desto besser bei sich, und die Nässe abzuhalten.

Die Kleider der Frauensleute sind von jenen nur darin unterschieden, daß sie eine hohe Achsel und höhere Kappen haben, unten nicht abgestuzt, sondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen, runden, und mit rothem Tuche bebrämtem Zipfel versehen sind, der bis über die Knie herunter hängt. Sie tragen ebenfalls Beinkleider, und unter denselben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen sie gern

von

von weißem oder rothem Leder, und die Nath, welche vorn ist, bebrämt und sauber ausgenäht. Mütter und Kinderwärterinnen ziehen einen Pelz an, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das Kind darin tragen können. Dieses steckt gemeiniglich ganz nackend darin, und damit es unten nicht durchfalle, so binden sie mit einem Gurte, der vorn mit einer Schnalle oder Knopfe versehen ist, das Kind über die Hüfte um den Leib fest. Ihre alltäglichen Kleider triefen von Fette, und stecken voll Ungeziefer, das sie mit den Zähnen tödten. Ihre neuen Kleider aber, die sie zum Staate gebrauchen, halten sie sehr sauber.

Die Männer tragen ihre Haare kurz, vom Scheitel auf allen Seiten herabhängend, und an der Stirne abgeschnitten, oder auch wol bis an den Scheitel abgeschoren, damit sie ihnen bei der Arbeit nicht hinderlich fallen. Den Frauen aber wäre es eine Schande, die Haare wegzuschneiden, und sie thun es nur bei der tiefsten Trauer, oder wenn sie gar nicht heirathen wollen. Sie binden die Haare über den Kopf zweimal zusammen, so daß über den Scheitel ein langer, breiter, und

über denselben noch ein kleiner Zopf steht, den sie mit einem schönen Bande abbinden, das auch wol mit Glasperlen gezieret ist. Dergleichen Perlen tragen sie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, und auf dem Saume der Kleider und Schuhe. Sie fangen auch an, in ihren Kleidermoden ein und andres zu ändern, und die Wolhabenden binden ein buntes leinenes oder seidenes Tuch um die Stirne, doch so, daß der Haarzopf, als der gröste Zierrath, dadurch nicht verdeckt werde. Wenn sie aber recht schön seyn sollen; so müssen sie am Kinn, auch wol an den Backen, an Händen und Füßen, mit einem durch Rus geschwärzten Faden durchnäht seyn. Davon bleibt, wenn der Faden wieder ausgezogen worden, die Haut so schwarz, als ob sie einen Bart hätten. Diese ziemlich schmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter schon in der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann kriegen.

Im Winter wohnen die Grönländer in Häusern, und des Sommers in Zelten. Die Häuser sind zwei Klaftern breit, und, nachdem viele oder wenige darin wohnen, vier

bis

bis zwölf Klaftern lang, und so hoch, daß man eben aufrecht stehen kann. Sie sind nicht in die Erde gebauet, sondern an einem erhabenen Orte, und am liebsten auf einem steilen Felsen, damit das zerschmolzene Schneewasser desto besser ablaufe. Sie legen eine Klafter breit große Steine auf einander, und Erde und Rasen dazwischen. Auf diese Mauer legen sie nach der Länge des Hauses einen Balken, und wenn er nicht zureicht; so binden sie zwei, drei, auch wol vier mit Riemen zusammen, und stützten ihn mit Pfosten. Darüber legen sie Queerbalken, und kleines Holz dazwischen, bedecken dieses mit Heidekraut, dann mit Rasen, und oben auf schütten sie feine Erde. So lange es friert, hält das Dach; im Sommer aber fällt es durch den Regen meistens ein, und muß nebst der Mauer im Herbste wieder gebessert werden. Sie bauen nie weit vom Wasser, weil sie von der See leben müssen, und der Eingang ist gegen die Seeseite. Das Haus hat weder Schornstein noch Thür. Welcher Stelle vertritt ein gewölbter Gang, welcher in der Mitte des Hauses von Stein und Erde, zwei bis drei Klaftern lang gewölbt, aber so

niedrig ist, daß man, besonders vorn und hinten, wo man von oben hinein steigt, mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt durchgehen muß. Dieser lange Gang hält Wind und Kälte vortrefflich ab, und dadurch zieht auch die dicke Luft (denn Rauch ist nicht im Hause) heraus. Die Wände sind inwendig mit abgenutzten Zelt- und Bootsfellen behangen, und mit Nägeln von Seehundsrippen befestigt, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Eben damit ist auch von außen das Loch bedeckt.

Von der Mitte des Hauses bis an die Wand ist, nach der Länge, eine halbe Elle hoch über dem Boden, eine Pritsche von Brettern, mit Fellen bedeckt. Diese ist mit den Pfosten, welche das Dach stützen, und mit Fellen, die bis an die Wand gespannt sind, abgetheilt, so wie etwa die Abtheilungen eines Pferdestalles. Eine jede Familie, deren von vier bis zu zehn in einem Hause wohnen, besitzt so eine Abtheilung. Auf der Pritsche schlafen sie auf Pelzwerk, und sitzen auch den Tag über darauf, der Mann mit herunter hängenden, die Frau aber gemeiniglich hinter ihm, mit untergeschlage-

nen

nen Beinen. Die Frau kocht und näht dabei, und der Mann schnitzt an seinem Werkzeuge. An der andern Länge des Hauses, wo der Eingang ist, sind etliche viereckige Fenster, eine gute Elle groß. Diese sind von Seehundsfellen und Heelflyndermagen so sauber genähet, daß kein Wind und Schnee, hingegen das Tageslicht ziemlich gut durchdringen kann. Unter den Fenstern steht, so lang das Haus ist, inwendig eine Bank, worauf die Fremden sitzen und schlafen.

An jedem Pfosten ist eine Feuerstelle. Sie legen einen hölzernen Klotz auf den Boden, der mit flachen Steinen belegt ist. Auf demselben steht ein niedriger dreifüßiger Schemel, und darauf die Lampe. Diese ist von Weichstein oder Topfstein (Ollaris) ohngefehr einen Schuh lang ausgehauen, und fast wie ein halber Mond gestaltet. Unter ihr steht ein eirundes hölzernes Geschirr, um den überlaufenden Thran aufzufangen. In diese Lampe, welche mit Seehundsspeck oder mit Thran angefüllt wird, legen sie etwas klein geriebenes Moos, statt des Dochtes, an die gerade Seite. Dies brennt so hell, daß das Haus davon nicht nur genug erleuchtet,

sondern auch erwärmt wird. Ja, über einer solchen Lampe hängt auch noch ein aus Weichstein gehauener Kessel, welcher mit vier Schnüren ans Dach befestigt, eine halbe Elle lang, halb so breit, und wie eine längliche Schachtel gestaltet ist. Darin kochen sie alle ihre Speisen, und über demselben haben sie einen von hölzernen Stäben verfertigten Rost befestigt, worauf sie ihre nassen Kleider und Stiefeln trocknen.

Da so viele Feuerstellen, als Familien, in einem Hause sind, und auf einer jeden oft mehr, als eine Lampe, Tag und Nacht brennet; so sind ihre Häuser mehr und anhaltender warm, und doch nie so heiß, als unsre Stuben. Dabei ist kein merklicher Dampf, und noch weniger Rauch zu spüren. Und vor Feuersnoth sind sie völlig sicher. Zwar ist der Geruch von so vielen Thranlampen, über welchen noch dazu so vieles, und oft halb verfaultes Fleisch gekocht wird, und noch mehr der Geruch von den Uringefäßen, worin sie die Felle gerben, einer ungewohnten Nase sehr unangenehm. Indessen kann man es doch bei ihnen aushalten, und man weiß oft nicht, ob man ihre so ins Enge

gefaßte und nicht ganz übel ausgesonnene Haushaltung, oder ihre Genügsamkeit bei der Armuth, wobei sie sich reicher, als wir, dünken, oder ihre Ordnung und Stille am meisten bewundern soll.

Außer dem Hause haben sie ihre kleinen Vorrathshäuser, die wie ein Backofen von Steinen gebauet sind. Darin heben sie ihr Fleisch, Speck und gedörrte Fische auf. Was sie aber den Winter hindurch fangen, wird unter dem Schnee, und der Thran in den Mägen oder Fellen von Seehunden aufgehoben. Daneben legen sie ihre Fahrzeuge umgestürzt auf Pfähle, und unter diesen hängen sie ihr Jagdgeräthe und Fellwerk auf.

Keine Mannsperson rührt, das Holzwerk allein ausgenommen, einige Landarbeit an. Die Frauensleute müssen daher im September die Häuser bauen oder ausbessern. Alsdann werden sie nach Michael bezogen, und im März, April oder Mai, je nachdem der Schnee früher oder später schmilzt, und die Dächer durchzuweichen droht, mit großen Freuden wieder verlassen, und mit den Zelten vertauscht. Zu diesen legen sie mit kleinen platten Steinen, in Form eines langen

Vier-

Vierecks, den Grund. Dazwischen stellen sie zehn bis vierzig Stangen, die oben auf einem mannshohen Gestelle oder Thürpfosten aufliegen, und in einer Spitze zusammen laufen. Diese behängen sie mit einer doppelten Decke von Seehundsfellen, und wer reich ist, legt Rennthiersfelle, das Rauhe einwärts gekehret, darunter. Der untere Rand der Decke wird auf dem Grunde mit Moos verstopfet, und mit Steinen beschwert, damit der Wind das Zelt nicht aufhebe. Vor den Eingang hängen sie einen von den zartesten Seehundsdärmen verfertigten Vorhang, der sehr sauber zusammen genähet, und mit einem Rande von rothem oder blauem Tuche, und mit weißem Bande bebrämt ist. Dieser hält die kalte Luft ab, und läßt doch hinlängliches Licht durchschimmern. Die Felle hängen aber oben und auf beiden Seiten noch ein gut Stück hervor, und das ist gleichsam ihr Vorderhaus, worin sie ihren Vorrath und die übel riechenden Gefäße aufheben. Sie kochen auch nicht leicht im Zelte, sondern unter freiem Himmel, und zwar mit Holze und einem messingenen Kessel. In den Winkeln des Zeltes hebt die Hausfrau, wel-

che

che nur im Sommer allein allen ihren Putz sehen läßt, ihren Hausrath auf, und hängt eine Decke davor, welche von weißem Leder und mit allerlei Figuren ausgenähet ist. Daran heftet sie ihren Spiegel, ihre Bänder und Nadelküssen. Eine jede Familie hat ihr eigenes Zelt; doch nehmen sie auch manchmal ihre Verwandten oder ein paar arme Familien ein: so daß oft zwanzig Menschen in einem Zelte wohnen. Lager und Feuerstelle ist wie in den Winterhäusern, nur alles weit reinlicher, ordentlicher, und auch für Europäer, sowol wegen des Geruchs als der Wärme, ganz wol erträglich.

Vom Lande können die Grönländer nicht leben, und das Wenige, was sie von Beeren, Kräutern, Wurzeln und Seegras mehr zur Erfrischung, als zur Nahrung, genießen, ist bei den Gewächsen schon angezeigt worden. Ihre liebste Nahrung ist Rennthierfleisch. Weil das aber nun schon sehr mangelt, und, wenn sie auch einmal vieles bekommen, meistens auf der Jagd verzehrt wird; so ist ihre beste Nahrung das Fleisch der Seethiere, Seehunde, Seefische und Seevögel. Denn Rebhüner und Hasen achten

sie

sie nicht sonderlich. Sie essen das Fleisch keinesweges roh, und noch weniger die Fische. Sobald sie aber ein Thier gefangen haben, essen sie, vielleicht mehr aus einer abergläubischen Gewohnheit, als aus Hunger, ein kleines Stück rohes Fleisch oder Speck, und trinken auch wol von dem noch warmen Blute. Ingleichen giebt die Frau, wenn sie den Seehund abzieht, einer jeden Frauensperson, die zusieht, (denn für Mannspersonen wäre dieses eine Schande) ein paar Bissen Speck zu essen. Der Kopf und die Schenkel der Seehunde werden im Sommer unter dem Grase, und im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt. Solches halb durchfrornes oder halb verfaultes Fleisch wird von ihnen mit eben dem Vergnügen, wie in unsern Ländern das Wildpret, oder ein geräucherter roher Schinken und Würste, verzehret. Die Rippen werden an der Luft getrocknet, und aufgehoben. Das übrige Fleisch von Thieren und Vögeln, und besonders die Fische, werden allezeit, aber ohne Salz, nur mit etwas Seewasser gekocht und gestobt, und nur die größern, als Heelflynder, Kabbeljau, Lachse, werden in breite

Rie-

Riemen geschnitten, und, wenn sie an der Luft getrocknet sind, gegessen.

Die kleinen gedörrten Fische sind ihr tägliches Brodt. Wenn sie einen Seehund fangen, so wird die Wunde sogleich mit einem Pflocke verstopft, damit das Blut bewahrt werde, welches sie in kleine runde Klümpe geballt aufheben, um Suppe davon zu kochen. Die Gedärme von Seehunden brauchen sie zu Fenstern, Vorhängen und Hemden; von kleinern Thieren aber werden sie gegessen, nachdem sie blos mit den Fingern ausgedrückt worden sind. Aus dem, was sich noch in den Mägen der Rennthiere befindet, und welches sie das Eßbare nennen, und aus dem Eingeweide der Ryper, welches sie mit frischem Thran und Beeren vermengen, machen sie eine große Delicatesse. Von dem erstern schicken sie ihren besten Freunden Geschenke. Fische, faule, und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und Engelwurz (Angelica) heben sie zusammen in einem Sacke von Seehundsfellen, mit Thran angefüllt, zur Erfrischung auf den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel wird das Fett mit den Zähnen ausgesogen, und den Speck, der

an

an den Seehundsfellen beim Abziehen sitzen bleibt, schaben sie beim Gerben mit dem Messer ab, und machen daraus eine Art Pfannkuchen, den sie mit großer Begierde essen.

Sie trinken keinen Thran, sondern verkaufen ihn, und brauchen ihn in ihre Lampen. Doch essen sie gern zu den trocknen Heringen ein paar Bissen Speck, schmelzen auch die Fische damit, indem sie ihn vorher erst wol zerkauen, und dann in den Kessel thun. Ihr Getränk ist klares Wasser, welches sie in einem großen kupfernen Gefäße, oder in einer Mulde, die sie selbst recht sauber ausarbeiten, und mit Reifen von Knochen auszieren, mit einer blechernen Schöpfkelle im Hause stehen haben. Täglich tragen sie in einem Eimer, der aus starkem Seehundsleder dicht genähet ist, und wie halbgares Solenleder riecht, frisches Wasser herzu. Und damit es desto kühler sey, legen sie gern ein Stück Eis oder Schnee hinein, woran es ihnen nicht leicht fehlt.

In Zubereitung der Speisen sind sie, wie in allen Sachen, sehr unreinlich. Selten wird ein Kessel gewaschen, und oft nur von

den

den Hunden rein geleckt. Aber ihr Gefäß von Weichstein halten sie sehr sauber. Das Gekochte legen sie auf hölzerne Schüsseln, nachdem sie vorher die Suppe getrunken, oder mit beinernen und hölzernen Löffeln gegessen haben. Das Rohe aber legen sie auf den Boden, oder auf ein altes Fell, das nicht viel reiner ist. Die Fische nehmen sie mit der Hand aus der Schüssel, die Vögel zerreißen sie mit den Fingern oder Zähnen; ein ganzes Stück Fleisch halten sie mit den Zähnen, und schneiden vor dem Munde einen Bissen davon ab. Zuletzt streichen sie mit dem Messer das Fett vom Munde ab, und lecken es, wie auch das Fett von den Fingern, auf. Wenn sie voller Schweiß sind, so streichen sie den Schweiß ebenfalls in den Mund. Wenn sie einen Europäer höflich bewirthen wollen, so lecken sie erst das Stück Fleisch von dem Blute und der Unreinigkeit, die sich im Kessel daran gesetzt hat, mit der Zunge rein, und wer es dann nicht nähme, würde für einen groben Menschen gehalten werden, weil er ihre Gutthätigkeit beschimpfte.

Sie essen, wenn sie hungert. Des Abends aber, wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, halten sie eine Hauptmahlzeit, und bitten ihre Hausgenossen, die nichts gefangen haben, gern zu Gaste, oder theilen mit ihnen. Die Mannsleute essen zuerst für sich allein, die Frauensperſonen aber vergessen sich darum nicht, und weil sie alles, was der Mann bringt, unter Händen haben; so tractiren sie sich und andere in der Männer Abwesenheit, oft zu ihrem Schaden. Und da ist ihre größte Freude, wenn die Kinder so viel essen, daß sie sich auf der Bank rollen, damit bald wieder etwas hinein gehen möge.

Sie sorgen nicht sehr für den andern Morgen. Wenn sie vollauf haben, so ist des Schmausens und Bewirthens kein Ende, worauf dann gern ein Tanz folgt, in Hoffnung, daß ein jeder Tag ihnen zur See etwas geben werde. Wenn aber alsdann gegen den Frühling die Seehunde vom März bis zum Mai wegziehen, oder sonst große Kälte und schlecht Wetter einfällt; so können sie auch etliche Tage hungern, und sind oft genöthigt, mit Muscheln und Seegras, ja mit

mit alten Zeltfellen und Schuhsolen, wofern sie nur noch Thran genug zum Kochen haben, ihr Leben zu retten. Mancher muß indessen das seinige dabei zusetzen.

Wenn ihnen das Feuer ausgeht, so können sie mit einem runden Stecken, den sie mit einer Schnur in einem durchlöcherten Holze schnell herum drehen, bald wieder Feuer hervorbringen.

Ausländische Speisen essen sie sehr gern, besonders Brodt, Erbsen, Grütze und Stockfisch, wenn sie es nur bekommen können; und manche sind nur schon zu sehr daran verwöhnt. Vor Schweinfleisch aber haben sie einen großen Abscheu, weil sie gesehen haben, daß dieses Thier alles frißt. Starkes Getränke haben sie sonst verabscheuet, und Tollwasser genannt, aber diejenigen, welche mit den Europäern näher bekannt geworden sind, würden es gern trinken, wenn sie es bezalen könnten. Manchmal stellen sie sich krank, um einen Schluck Brannteweîn zu erhalten, der ihnen auch oft das Leben rettet, wenn sie zu stark gegessen haben. Diese rauchen auch gern Taback, können aber nicht so viel kaufen. Hingegen dörren

sie die Blätter auf einer heißen Platte, und malen sie in einem hölzernen Mörser zum Schnupfen. Daran sind sie von Jugend auf so verwöhnt, daß sie ihn nicht lassen können, auch wegen ihrer flüßigen Augen nicht wol lassen dürfen.

Die Mittel, sich ihre Nahrung zu erwerben, sind zwar einfach, aber so wol ausgedacht und bequem, daß Fremde damit gar nicht umgehen können, und sie besser damit zurecht kommen, als diese mit ihren weit kostbarern Werkzeugen.

Zur Landjagd brauchten sie ehedem Bogen von zartem Tannenholze, eine Klafter lang, und umwanden ihn, um ihn steifer zu machen, mit Fischbein oder Sehnen. Die Schnur war von Sehnen, und der Pfeil von Holz, vorn mit einer Spitze von Knochen mit Widerhaken, hinten aber mit zwei Rabenfedern versehen. Seitdem sie aber Flinten kaufen, oder borgen können, sieht man dergleichen nicht mehr.

Zur Wasserjagd brauchen sie hauptsächlich fünf Geräthschaften: 1) Den Harpunpfeil mit der Blase. Der Schaft ist eine Klafter lang, und anderthalb Zoll dick. Vorn steckt

ein

ein beweglicher knöcherner Stift darin, eine Spanne lang, und auf demselben steckt die knöcherne Harpune, die eine gute halbe Spanne lang, mit Widerhaken, und vorn mit einer zollbreiten eisernen Spitze versehen ist. Am hintern Ende des Schafts sind zwei Federn von Wallfischknochen, eine Spanne lang und zwei Finger breit, wie eine Weberschütze gestaltet, damit der Wurf desto gerader und sicherer von Statten gehe. Zwischen denselben wird das Werfbrett, eine Elle lang, und unten einen, oben aber vier Daumen breit, befestigt. An beiden Seiten desselben ist eine Kerbe, um es mit dem Daumen und dem Vorderfinger fest zu umfassen. An der Harpune hängt ein Riemen, ohngefehr acht Klaftern lang, welcher erst durch einen knöchernen Ring an einem Stifte in der Mitte des Schafts befestiget wird, und dann vorn auf dem Boote in einem ähnlichen Ringe aufgerollt liegt, und endlich an dem hinter dem Grönländer liegenden aufgeblasenen Seehundsschlauch befestiget wird. Dieser Pfeil verdient viele Aufmerksamkeit, kann aber nicht wol beschrieben werden. Er muß nicht aus einem Stücke bestehen, sonst würde

er von dem Seehunde gleich zerschlagen. Die Harpune muß also von dem Schafte abfahren können; und damit dieses leichter und ohne zu zerbrechen geschehe: so muß der knöcherne Stift, auf welchem sie steckt, und der mit zwei Riemen zu beiden Seiten auf dem Schafte befestiget ist, zugleich mit aus dem Schafte fahren, welcher auf dem Wasser liegen bleibt, indeß der Seehund mit der Harpune und Blase unter das Wasser geht. Das Werfbrett, welches oben und unten mit einem knöchernen Stifte am Schafte festgemacht wird, und welches der Grönländer beim Werfen in der Hand behält, muß dem Wurfe einen desto größern Nachdruck geben. Aus so vielen Stücken besteht dieser Pfeil, der so wol ausgedacht ist, daß man nichts überflüßiges daran finden kann.

2) Die große Lanze, die drittehalb Ellen lang, und vorn gleichfalls mit einem beweglichen knöchernen Stifte, und einem spitzigen Eisen, aber ohne Widerhaken, versehen ist, damit der Stift gleich wieder aus der Haut des Seehunds herausfahren möge.

3) Die

3) Die kleine Lanze, welche mit einer daran befestigten langen Degenspitze versehen ist. Diese drei Pfeile braucht der Grönländer zum Seehundsfange mit der Blase. Zu einer andern Art, nämlich zur Klopfjagd, braucht er nur

4) den Wurfpfeil, drittehalb Ellen lang, vorn mit einem schuhlangen und fingersdicken Eisen versehen, welches statt der Widerhaken zweimal eingekerbt ist. Dieses fährt ebenfalls aus dem Schafte heraus, bleibt aber durch einen Riemen an der Mitte desselben hängen. Hinten ist an einem Knochen ein aufgeblasener Schlund von einem Seehunde, oder großen Fische, befestigt, damit der Seehund sich daran abmatte, und nicht verlohren gehe. Er bekömmt auch auf der Klopfjagd mehr, als einen solchen Pfeil, in den Leib. In diese Blase haben sie eine knöcherne Röhre mit einem Pflocke befestigt, damit sie dieselbe nach Belieben aufblasen oder schlaff machen können. Wie sie den Seehund fangen, soll unten bei ihren Böten beschrieben werden.

Zum Vogelfange brauchen sie

5) den Vogelpfeil, eine Klafter lang, vorn mit einem schuhlangen, runden, stumpfen und nur einmal eingekerbten Eisen, welches im Holze fest steckt, versehen. Weil aber der Seevogel durch Tauchen, oder in die Höhe und auf die Seite Fahren, dem Wurfe ausweichen kann; so haben sie in der Mitte des Schaftes drei oder vier Beinfedern, eine Spanne lang, und dreimal als Widerhaken eingeschnitten, mit Fischbein befestigt, damit der Vogel, wenn er ausweicht, von einem derselben gespießt werde. Zu diesem und dem vorgenannten Wurfpfeile gebrauchen manche auch ein Werfbrett, um desto stärker werfen zu können.

Eben so einfach, aber sinnreich, und zu ihrer Nahrung ungemein bequem ausgedacht, sind ihre Fahrzeuge eingerichtet. Sie haben deren zwei, ein großes und ein kleines.

Das große, oder Frauenboot, ist gemeiniglich sechs, auch wol acht bis neun Klaftern lang, etwa vier bis fünf Schuh weit, und drei tief, vorn und hinten zugespitzt, und unten platt. Es wird von leichten Latten, die ohngefehr drei Finger breit sind, zusammen-

mengesetzt, mit Fischbein verbunden, und mit Seehundsleder überzogen. Mit dem Kiele laufen zu beiden Seiten eine Ribbe vorn und hinten in eins zusammen. Ueber diese drei Hölzer sind dünne Queerbalken in Fugen gelegt. Auf den untern Ribben sind auf beiden Seiten Pfosten aufgerichtet, auf welchen der Rand des Bootes ruhet. Die Pfosten werden von den Ruderbänken, deren zehn bis zwölfe sind, hinauswärts gedrückt, und diese ruhen an jeder Seite auf einer Ribbe. Damit sie aber auch nicht zu stark hinauswärts getrieben werden, so sind sie von außen noch mit einer Ribbe versehen. Diese vier Ribben sind an Vorder- und Hintersteven befestigt. Die Balken, Pfosten und Bänke sind nicht mit eisernen Nägeln, welche leicht rosten, und Löcher ins Fell scheuern könnten, sondern zum Theil mit hölzernen Nägeln befestigt, und überall mit Fischbein verbunden. Zu dieser Arbeit, welche gewiß künstlich, und dabei recht sauber ist, braucht der Grönländer weder Schnur noch Winkelmaaß, und doch weiß er das gehörige Verhältniß mit den Augen zu treffen. Sein ganzes Werkzeug, das er hiezu und zu aller

seiner Arbeit braucht, besteht aus einer kleinen Stichsäge, einem Meißel, der an ein hölzernes Heft gebunden ist, und ihm statt eines Beils dient, einem kleinen Bohrer, und einem spitzgeschliffenen Taschenmesser. Wenn der Mann mit dem hölzernen Gerippe fertig ist, so überzieht es die Frau mit frischgegerbtem und noch weichem dickem Seehundsleder, und verpicht die Näthe mit altem Specke, so daß diese Böte weit weniger Wasser ziehen, als die hölzernen, weil die Näthe im Wasser aufquellen. Bekommt etwa das Boot durch einen spitzigen Stein ein Loch, so wird es sogleich wieder zugenäht. Sie müssen aber auch fast alle Jahre von neuem überzogen werden. Diese Böte werden von Frauensleuten geführet; viere rudern, und eine steuert hinten mit einem Ruder. Für die Männer wäre dieses eine Schande, es wäre denn, daß sie in der größten Noth dazu genöthigt würden. Die Ruder sind kurz und vorn breit, fast wie eine Grabschaufel, und mit einem Riemen von Seehundsleder auf dem Rande befestigt. Vorn wird ein von Därmen genähtes Segel, eine Klafter hoch, und anderthalb Klaftern breit, an

einer

einer Stange aufgerichtet. Reiche Grönländer machen es von feiner weisser Leinwand, mit rothen Streifen. Sie können aber damit nur vor den Wind segeln, und doch nicht einem europäischen Segelboote gleich kommen. Hingegen haben sie den Vortheil, daß sie bei entgegen stehendem Winde oder Windstille viel geschwinder fortrudern können. In diesen Böten fahren sie mit ihren Zelten, allen ihrem Hausgeräthe und Gütern, und oft noch dazu mit zehn bis zwanzig Menschen, von einem Orte zum andern, hundert bis zweihundert Meilen weit von Norden nach Süden. Die Männer aber fahren nebenher in dem kleinen Boote, womit sie jenes vor den großen Wellen schützen, und im Nothfall den Rand desselben anfassen, um es aufrecht zu erhalten. Gemeiniglich fahren sie mit diesem Boote sechs Meilen in einem Tage. Bei jedem Nachtlager laden sie aus, schlagen ihr Zelt auf, ziehen das Boot ans Land, stürzen es um, und beschweren die Vorder- und Hinterstaven mit Steinen, damit es der Wind nicht wegführe. Wenn sie nicht weiter können, so tragen es ihrer sechs bis acht auf den Köpfen

pfen über Land in ein besser Fahrwasser. Die Europäer haben sich auch solche Böte angeschafft, weil sie sich ihrer bei gewissen Geschäfften und zu gewissen Zeiten mit mehrerem Nutzen bedienen können, als der schweren hölzernen Schaluppen.

Das kleine oder das Mannsboot, grönländisch Kajak, ist drei Klaftern lang, vorn und hinten spitzig, wie eine Weberschütze gestaltet, in der Mitte nicht anderthalb Schuh breit, und kaum einen Schuh hoch. Es ist von langen schmalen Latten und Queerreifen, die mit Fischbein verbunden sind, gebauet, und mit eben solchem gegerbten Seehundsleder, wie die Frauenböte, aber auf allen Seiten, oben und unten, überzogen. Die beiden spitzigen Enden sind unten mit einer knöchernen Leiste, und oben mit einem Knopfe versehen, damit sie sich auf den Steinen nicht so leicht abreiben. In der Mitte des Kajaks ist ein rundes Loch mit einem zwei Finger breiten Rande, von Holz oder Knochen. Durch dasselbe steckt der Grönländer seine Füsse, und setzt sich auf die Latten, mit einem weichen Felle bedeckt, so daß ihm der Rand nur bis über die Hüften reichet. Ueber

diese

diese zieht er den untern Saum seines Wasserpelzes, der an Gesicht und Händen mit knöchernen Knöpfen und Ringen zugeschnürt ist, so fest an, daß nirgends Wasser eindringen kann. Zur Seite steckt er seine vorhin beschriebenen Pfeile, zwischen die über den Kajak gespannten Riemen. Vor ihm liegt die Leine, auf dem ein wenig erhabenen Gerüste aufgerollt. Hinter sich hat er die Blase, welche von einem kleinen Seehundsfelle gemacht ist. Sein Ruder ist von rothem festen Förenholze, an beiden Enden mit einem drei Finger breiten dünnen Blatte, und zur Festigkeit an der Seite mit Knochen eingefaßt. Dieses hält er in der Mitte mit beiden Händen, und schlägt damit schnell und gleichsam nach dem Takte zu beiden Seiten ins Wasser. So ausgerüstet fährt der Grönländer auf den Seehunds- und Vogelfang, und dünkt sich nichts geringer, als ein Kapitän auf seinem Schiffe. Und in der That kann man ihn in diesem Aufzuge nicht anders, als mit Vergnügen und Bewunderung betrachten, und seine schwarzen mit vielen weißen knöchernen Knöpfen befestigten Seekleider geben ihm ein prächtiges Ansehen.

Mit

Mit diesen Böten können die Grönländer sehr geschwind fortrudern, und wenn sie von einer Kolonie zur andern Briefe bringen, zehn bis zwölf Meilen in einem Tage fahren. Sie fürchten sich darin vor keinem Sturm. So lange ein Schiff bei stürmischem Wetter das Marssegel führen kann, ist ihnen vor den großen Wellen nicht bange, weil sie, wie ein Vogel, leicht darüber wegschwimmen; und wenn auch eine über sie hinschlägt, so kommen sie bald wieder hervor. Will eine Welle sie umwerfen, so halten sie sich mit dem Ruder auf dem Wasser aufrecht. Werden sie doch umgeschlagen, so thun sie unter dem Wasser mit dem Ruder einen Schwung, und so richten sie sich wieder auf. Verlieren sie aber das Ruder, so sind sie gemeiniglich verloren, wenn nicht jemand in der Nähe ist, der sie wieder aufrichtet. Sie üben sich sehr darin, bei dem Umschlagen ihres Kajaks sich wieder in die Höhe zu richten, den größten Sturm auszuhalten, und bei allem Toben der Wellen ans Land zu steigen. Aber nicht alle lernen diese Künste, deren sie vielerlei Arten haben, ja es giebt geschickte Seehundsfänger, welche nicht einmal auf die leichteste

Art

Art das Boot wieder aufrichten können. Daher kommen viele Mannsleute beim Seehundsfange zu Schaden. Wenn sie sich nicht mehr helfen können, so pflegen sie wol unterm Wasser aus dem Kajak heraus zu kriechen, um jemanden in der Nähe durch Schreien zu Hülfe zu rufen. Will aber auch dieses nicht glücken, so halten sie sich an den Kajak, oder binden sich daran fest, damit man ihren Leib wieder finden und begraben möge.

Die Grönländer fangen den Seehund auf dreierlei Art; entweder einzeln, mit der Blase; oder zusammen auf der Klopfjagd; oder zur Winterszeit auf dem Eise. Dazu kommt nun noch die vierte Art, da sie ihn mit der Flinte schießen.

Die vornehmste und gemeinste Art ist die erste, mit der Blase. Wenn der Grönländer auf die vorhin beschriebene Weise ausgerüstet ist, und einen Seehund erblickt, so sucht er denselben unter dem Winde und zwischen der Sonne zu überraschen, damit er von ihm weder gehört, noch gesehen, noch gewittert werde. Er sucht sich durch Bücken hinter eine Welle zu verstecken, fährt ihm

ihm schnell, aber leise, auf vier bis sechs Klaftern nahe, und sieht indessen wol zu, daß Harpune, Riemen und Blase in gehöriger Ordnung liege. Alsdann behält er das Ruder in der linken, und den Harpunpfeil ergreift er beim Werfbrett mit der rechten Hand, und wirft ihn auf den Seehund, so daß er das Werfbrett, welches dem Pfeile seinen rechten Schwung geben muß, in der Hand behält. Trifft die Harpune bis über die Widerhaken; so fährt sie gleich von dem knöchernen Stifte, und dieser auch aus dem Schafte heraus, und wickelt den Riemen von dem Gestelle auf dem Kajak ab. Der Grönländer aber muß in dem Augenblicke, da der Seehund getroffen wird, die Blase, welche am Ende des Riemens befestigt ist, hinter sich auf dieselbe Seite ins Wasser stossen, wo der Seehund, der wie ein Pfeil zu Grunde fährt, seinen Lauf hinnimmt. Dann legt der Jäger den Schaft, welcher auf dem Wasser schwimmt, wieder an seinen Ort. Die Blase, welche einen, bis anderthalb Centner tragen kann, zieht der Seehund manchmal mit unter das Wasser; aber er mattet sich an derselben so ab, daß er etwa

in

in einer Viertelstunde wieder herauf kommen muß, um Athem zu holen. Wo der Grönländer die Blase wieder herauf kommen sieht, da fährt er hin, und wirft dem Seehunde, so bald er zum Vorschein kommt, die große Lanze, welche allemal wieder losgeht, so oft in den Leib, als er wieder aufkommt, und noch nicht ganz ermattet ist. Alsdann sticht er ihn mit der kleinen Lanze vollends todt, stopft alle Wunden sorgfältig zu, um das Blut zu behalten, und bindet ihn an der linken Seite des Kajaks fest. Vorher aber bläst er ihn noch zwischen Fell und Fleisch auf, damit er ihn desto leichter schwimmend fortbringen möge.

Bei diesem Fange ist der Grönländer den meisten und größten Lebensgefahren unterworfen. Daher haben sie auch diesen Fang vermuthlich das Auslöschen, nemlich des Lebens, genannt. Denn wenn der Riemen, wie es bei dem schnellen Ablaufen sehr leicht geschieht, sich verwickelt, oder am Kajak hängen bleibt, oder sich um das Ruder, oder gar um die Hand, ja auch wol bei starkem Winde um den Hals schlingt, oder wenn der Seehund sich plötzlich auf die andre Seite

des Kajaks wendet; so kann es nicht anders seyn, als daß der Kajak durch den Riemen umgerissen, und unterm Wasser mit fortgeschleppt wird. Und da hat ein Grönländer alle seine Künste nöthig, um sich unterm Wasser loszuwickeln, und den Kajak wol etlichemal nach einander aufzurichten. Denn er wird so oft wieder umgerissen, als er sich noch nicht gänzlich von dem Riemen losgewickelt hat. Ja, wenn er außer aller Gefahr zu seyn denkt, und dem schon halb todten Seehunde zu nahe kommt; so kann ihn dieser noch ins Gesicht und in die Arme beißen. Es geschieht auch wol, daß ein Seehund, der Junge hat, anstatt zu fliehen, ganz wütend auf den Grönländer loseilt, und ein Loch in den Kajak reißt, daß er sinken muß.

Aber nur eine Gattung der Seehunde, welche unvorsichtig und dumm ist, kann auf diese Art gefangen werden. Der vorsichtigen Gattung aber müssen ihrer etliche zusammen auf der Klopfjagd nachstellen. Es ziehen sich nemlich im Herbste die Seehunde, gemeiniglich bei stürmischem Wetter, in die Meerengen. Da verlaufen ihnen dann die

Grön=

Grönländer den Paß, scheuchen sie auch durch Schreien, Klopfen und Steinschleudern unters Wasser, damit sie, weil sie nicht lange ohne Athemholen dauern können, desto eher ermatten, und endlich so lange oben bleiben mögen, bis sie sie umringen, und mit den oben beschriebenen Wurfpfeilen werfen können. Bei dieser Gelegenheit kann man die Behendigkeit der Grönländer recht sehen. Denn, wenn der Seehund heraufkommt, so fahren sie alle, wie die Vögel, mit großem Geschrei auf ihn zu, und weil er gleich wieder untertaucht, so zerstreuen sie sich in einem Augenblicke, und ein jeder giebt auf seinen Posten Achtung, wo er sich wieder sehen lassen wird. Denn das können sie nicht wissen, und es geschieht gemeiniglich eine halbe Viertelmeile von dem vorigen Platze. So können sie einen Seehund, wo das Wasser breit ist, auf zwei Meilen in die Länge und Breite, ein paar Stunden lang verfolgen, ehe sie ihn so müde machen, daß sie ihn einschließen und tödten können. Wenn sich die Seehunde in der Angst auf das Land retten wollen, so werden sie von den Frauen und Kindern mit Steinen und Stecken empfangen,

pfangen, und von hintenzu von den Männern erstochen. Dieses ist den Grönländern eine sehr lustige und einträgliche Jagd, und es kann ein Mann in einem Tage auf derselben wol acht bis zehn Stück zu seinem Theile bekommen.

Die dritte Art des Fanges auf dem Eise geschieht da, wo die Buchten mit Eise belegt sind, und wird auf mancherlei Weise angestellt. Ein Grönländer setzt sich neben ein Loch, das der Seehund, um Luft zu schöpfen, selbst gemacht hat, auf einen Schemel mit einem Beine, und stellt die Füße, um sie nicht zu erkälten, auf einen dreibeinigten Fußschemel. Wenn nun der Seehund die Nase an das Loch hält, so stößt er mit der Harpune hinein, macht gleich ein größeres Loch, zieht ihn heraus, und schlägt ihn vollends todt. Oder es legt sich einer auf einem Schlitten neben dem Loche auf den Bauch nieder, wo der Seehund gewohnt ist herauszukommen, und sich auf dem Eise an der Sonne zu wärmen. Neben dem großen Loche macht man ein kleineres, und in dasselbe steckt ein andrer eine Harpune an einer sehr langen Stange. Derjenige, welcher

auf

auf dem Eise liegt, sieht durch das große Loch, bis ein Seehund unter der Harpune, welche er mit einer Hand lenkt, hinfährt. Dann giebt er dem andern ein Zeichen, welcher mit Macht den Seehund durchspießt.

Liegt ein Seehund neben seinem Loche auf dem Eise, so rutscht ein Grönländer auf dem Bauche ihm entgegen, wackelt mit dem Kopfe, und knurrt wie ein Seehund. Dieser sieht den Grönländer für seines Gleichen an, läßt ihn ganz nahe an sich kommen, und wird so gespießt.

Wenn im Frühjahre der Strom ein grosses Loch ins Eis macht, so umgeben die Grönländer dasselbe, und geben Acht, bis die Seehunde in Menge, unter dem Eise hervor, an den Rand kommen, um Luft zu schöpfen, da sie dann mit Harpunen empfangen werden. Viele werden auch auf dem Eise, wo sie in der Sonne schlafen und schnarchen, erschlagen.

Dritter Abschnitt.

Von dem Verhalten der Grönländer in ihrem Hauswesen.

Die Grönländer führen, dem äußerlichen Ansehen nach, ein ziemlich gutes Leben; denn man sieht und hört keine unanständigen Handlungen oder Reden. Sehr selten haben unverheirathete Frauenspersonen Kinder; bei verstoßenen Frauen und jungen Wittwen aber kommt es mehr vor. Wenn diese nun gleich verachtet werden, so können sie doch manchmal ihr Glück machen, indem sie jemanden, der keine Kinder hat, die ihrigen verkaufen, oder von ihm in seine Familie aufgenommen, wo nicht gar geheirathet werden. Ledige Leute von verschiedenem Geschlechte scheinen gar keinen Umgang mit einander zu haben, und ein Mädchen würde es für eine Beleidigung halten, wenn ihr ein Junggeselle nur von seinem Schnupftabak anböte.

Ans Heirathen denken sie erst, wenn sie über zwanzig Jahr alt sind, und wälen alsdann eine Person, die nicht viel jünger ist. Will jemand heirathen, so wendet er sich an seine Eltern, oder nächsten Verwandten, und sagt ihnen, auf welche Person seine Wal gefallen ist. Er sieht dabei nicht auf das Heirathsgut; denn die Frau bekommt nichts mit, als ihre Kleider, ihr Messer, ihre Lampe, und aufs höchste einen Kessel von Weichstein. Oft aber bekommt sie auch das nicht einmal. Der Bräutigam sieht daher auf ihre Geschicklichkeit in der Haushaltung und im Nähen; so wie diese nur bei jenem darauf Rücksicht nimmt, ob er ein guter Jäger ist. Der Eltern Einwilligung ist gleich da; denn sie lassen ihren Kindern, besonders den Söhnen, allen Willen. Sie schicken alsdann ein paar alte Frauen zu den Eltern der Braut, welche nicht gleich ihr Gewerbe anbringen, sondern erst den Bräutigam und dessen Haus sehr rühmen. Das Mädchen aber mag davon nichts hören, sondern läuft fort, und reißt den Haarzopf aus einander. Denn die ledigen Frauenzimmer sind sehr schamhaft, und wehren sich, was sie kön-

nen, damit sie nicht in übles Geschrei kommen; wenn gleich der Bräutigam oft schon ihrer Einwilligung gewiß ist. Jedoch ist das nicht allezeit Verstellung, sondern oft ein in der That fürchterlicher Eindruck, der so weit geht, daß sie manchmal ohnmächtig werden, oder in eine Wüstenei laufen, und sich die Haare abschneiden. Das letztere will bei einer Grönländerin viel sagen, und macht, daß sie gewiß nicht angesprochen wird. Vielleicht rührt dieser Abscheu daher, weil sie viele Beispiele von verstoßenen Frauen und stolzen Nebenfrauen gesehen haben. Wenn dieses aber nicht geschieht; so geben die Eltern der Braut zwar nicht ausdrücklich ihre Einwilligung, lassen es aber doch geschehen. Alsdann suchen die alten Frauen die Tochter auf, und bringen sie mit Gewalt in des Freiers Haus, wo sie einige Tage, mit zerstreuten Haaren, niedergeschlagen sitzt, und nichts ißt. Hilft dann alles freundliche Zureden nichts, so wird sie mit Gewalt, auch wol mit etlichen Rippenstößen genöthigt, ihren Stand zu verändern. Läuft sie fort, so wird sie wiedergeholt, und desto eher gezwungen. Jedoch sorgen manche Eltern

selbst für ihre Kinder, und manche haben sie einander schon in der Kindheit versprochen, und ein Pfand darauf gegeben. Alsdann kommen sie, ohne weitere Umstände zusammen, wenn sie wollen. Mancher Grönländer, der schon eine Frau hat, holt sich auch wol mit Gewalt noch eine dazu, wenn er sie wo allein oder bei einem Tanze findet. Indessen muß er sich dabei mit Gehülfen auf den Fall versehen, wenn es etwa Schläge setzen sollte, welches aber doch nicht oft geschieht.

Geschwisterkinder, und sogar zwei fremde Leute, die mit einander in einem Hause, als angenommene Kinder, erzogen worden sind, lassen sich sehr selten mit einander in eine Heirath ein. Hingegen findet man Beispiele, wiewol sehr wenige, daß einer zwei leibliche Schwestern, oder die Mutter und ihre zugebrachte Tochter, zugleich zu Frauen nimmt. Doch wird dieses insgemein verabscheuet.

Die Vielweiberei ist unter ihnen nicht sehr gemein, indem kaum der zwanzigste zwei Frauen hat. Ein solcher Mann wird indeß gar nicht verachtet, sondern vielmehr als ein fleißiger und geschickter Arbeiter angesehen.

Da es überdem bei ihnen eine große Schmach ist, keine Kinder, besonders keinen Sohn zu haben, der einmal die Stütze ihres Alters seyn kann; so sind die Männer, wenn sie dazu im Stande sind, auf mehre Frauen bedacht. Weil dieses aber doch etwas ungewöhnlich ist, so setzen sie sich dem Nachreden ihrer Mitbürger aus, die sich darüber streiten, ob Liebe zur Familie oder Wollust der Grund davon ist.

Wer aber gar drei oder vier Frauen nimmt, wovon man Beispiele, so wie auch davon gehabt hat, daß eine Frau zwei Männer genommen hat, der bleibt gewiß nicht ohne böse Nachrede. Es richtet zwar auch bei einigen Frauen Verdruß an, besonders seitdem sie gehört haben, daß es in christlichen Ländern verboten ist; aber manche bereden selbst ihre Männer dazu. Beide, Mann und Frau, erkaufen auch wol einen andern, oder muthen den Europäern zu, daß sie ihnen Kinder verschaffen sollen.

Ihre Ehe führen sie ziemlich ordentlich; wenigstens wissen sie ihre Ausschweifungen so zu verbergen, daß man nicht viel davon reden hört. Beleidigt ein Ehegatte die

Treue,

Treue, so sucht der beleidigte Theil nicht, es zu bestrafen; sondern er rächt sich auf eine ähnliche Weise. Ohne verdrießliche Gesichter und Worte von beiden Seiten geht es indessen nicht ab, und dabei trägt die Frau oft ein blaues Auge davon. Dies ist aber desto wunderbarer, da die Grönländer sonst weder zänkisch noch zu Schlägereien geneigt sind. Das Ehebündniß ist auch keinesweges unwiderruflich, und der Mann verstößt oft seine Frau, besonders wenn sie keine Kinder hat. Dabei macht er wenig Umstände. Er macht ihr nur ein saures Gesicht, fährt darauf aus, und kommt in etlichen Tagen nicht nach Hause. Da merkt sie dann gleich, wie es gemeint ist, packt ihre Kleider zusammen, und zieht zu ihren Freunden; führt sich aber hier, ihm zu Trotze, desto artiger auf, um ihm Verdruß und einen bösen Namen zu machen.

Manchmal läuft auch eine Frau davon, wenn sie sich mit den andern Frauenspersonen im Hause nicht vertragen kann. Dieses geschieht sehr leicht, da die Mutter des Mannes allemal die Oberherrschaft im Hause behält, und die Frau nicht viel besser, als ein

Dienst-

Dienstmädchen, behandelt. Beide Arten der Ehescheidung geschehen indeß selten, wenn sie schon Kinder, besonders Söhne, mit einander haben. Denn diese sind der größte Reichthum der Grönländer, und die beste Versicherung wegen ihrer künftigen Versorgung. Sie folgen allemal der Mutter, und auch wenn diese stirbt, lassen sie sich nicht bereden, wieder zum Vater zu ziehen, und ihm in seinem Alter zu helfen.

Es geschieht auch wol, daß eins von den beiden Eheleuten, besonders der Mann, in die Wildniß läuft, und bis an sein Ende nicht mehr zu Menschen kommt. Man hat Beispiele, daß ein solcher Einsiedler viele Jahre lang in einer Kluft gewohnt, von der Landjagd gelebt, und, so bald er Menschen gesehen, die Flucht ergriffen hat. Wo ein solcher sich aufhält, da geht niemand allein weit ins Feld, weil man bei solchen verwilderten Menschen seines Lebens nicht sicher zu seyn glaubt. Doch dergleichen Händel und Scheidungen kommen nur bei jungen Leuten vor, die sich vorher nicht recht bedacht haben. Je älter sie aber werden, desto lieber haben sie einander.

Wenn

Wenn einem Manne seine einzige Frau abgestorben ist, so schmückt er sich, sein Haus und seine Kinder nach etlichen Tagen aufs beste; besonders muß sein Kajak und seine Pfeile, die sein größter Staat sind, in bester Ordnung seyn. Dieses thut er, um sich beliebt zu machen. Doch enthält er sich von allen lustigen Gesellschaften, und heirathet nicht vor Verfließung eines Jahres; es wäre denn, daß er kleine Kinder, und niemanden zur Wartung derselben hätte. Hat er eine Nebenfrau, so tritt diese, wenn die rechte stirbt, an ihre Stelle. Sie muß indeß auch mit weinen, und den Chor anführen; aber man merkt es an ihrer Stimme, (denn an Thränen fehlt es niemals) daß es ihr kein rechter Ernst ist. Sie schmeichelt den Kindern der Verstorbenen mehr, als ihren eigenen, bedauert sie, daß sie bisher versäumt worden, und giebt so fein zu verstehen, daß sie diese und andre Haushaltungsfehler der Verstorbenen, die doch dabei immer gerühmt wird, verbessert habe, daß man sich über die verstellten Schmeicheleien dieses sonst so wenig verfeinerten Volkes wundern muß.

Die Grönländer sind eben nicht sehr fruchtbar. Gemeiniglich hat eine Frau drei bis vier, und höchstens sechs Kinder, und gebiert ordentlich alle zwei bis drei Jahre einmal. Wenn sie daher von der Fruchtbarkeit andrer Völker hören, so vergleichen sie dieselben verächtlicher Weise mit ihren Hunden. Sehr selten werden unter ihnen Zwillinge geboren, und es kommen sehr wenige Frauen bei der Geburt zu Schaden. Gemeiniglich verrichten sie vorher und gleich nachher alle ihre Arbeiten, und man hört selten von todt oder ungestaltet gebornen Kindern. Der Name wird den Kindern von den Eltern oder der Wehemutter gegeben, und diese Namen sind von Thieren, Geräthschaften, oder von Theilen des Leibes hergenommen. Sie geben dem Kinde den Namen eines kurz zuvor verstorbenen Anverwandten, besonders der Großeltern, deren Andenken sie dadurch zu erhalten suchen. Sind aber diese frühzeitig gestorben oder verunglückt; so vermeiden sie, ihren Namen zu nennen, um den Schmerz über ihren Verlust nicht aufs neue rege zu machen. Ja wenn ein andrer schon eines kürzlich verstorbenen angesehenen Freun-

des Namen hat, so nennen sie aus Mitleiden seinen Namen nicht, sondern geben ihm einen andern. Mit der Zeit aber erhält ein Grönländer von einer rühmlichen, lächerlichen oder schändlichen Handlung wol mehr, als einen Namen, so daß mancher nicht weiß, wie er sich nennen soll. Denn er ist allzu bescheiden, seinen rühmlichen Namen selbst zu nennen, und des schimpflichen Namens schämt er sich.

Ihre Kinder haben sie ungemein lieb. Die Mütter tragen dieselben, wo sie gehen und stehen, und bei aller Arbeit, auf dem Rücken mit sich, und säugen sie bis ins dritte oder vierte Jahr, und länger, weil sie keine Mittel zu zarten Speisen für Kinder haben. Daher sterben auch viele Kinder, wenn sie andern ihren Platz einräumen müssen, ehe sie harte Speisen vertragen können. Stirbt die Mutter, so ist das Kind gar verlohren, wenn es noch nicht bei andern Speisen bestehen kann.

Die Kinder wachsen ohne alle Zucht auf, und werden von den Eltern weder geschlagen, noch mit harten Worten bestraft. Man muß aber auch gestehen, daß eine scharfe

Zucht

Zucht bei den grönländischen Kindern theils nicht nöthig ist, weil sie still, wie die Schafe, herumgehen, und auf sehr wenige Ausschweifungen gerathen; theils auch vergeblich seyn würde, indem ein Grönländer sich eher todtschlagen, als zu etwas zwingen lassen würde. Daher muß man ihnen alles bittweise, und durch vernünftige Vorstellungen, annehmlich zu machen suchen. Indessen kann es auch sehr wol seyn, daß dieses eine Folge ihrer ungebundenen Erziehung ist. Zwischen dem zweiten und fünften Jahre sind sie am unbändigsten mit Schreien, Kratzen, und um sich Schlagen. Und eine Mutter, welcher die Geduld vergienge, und die ihr Kind, besonders wenn es ein Sohn ist, wieder schlüge, würde gewiß von ihrem Manne übel behandelt werden. Denn ein Sohn wird schon von seiner Geburt an als der künftige Herr vom Hause angesehen. Je mehr die Kinder zu Verstande kommen, und Beschäftigungen kriegen, desto ruhiger und artiger werden sie. Man merkt auch keine besondere Verschlagenheit, Bosheit, oder andre grobe Untugenden an ihnen. Sie verlangen von ihren Eltern sehr freundschaftlich

behan-

behandelt zu werden, und wenn etwas nicht nach ihrem Sinne ist, so sagen sie schlechtweg: sie wollten es nicht thun; dabei lassen es denn auch die Eltern bewenden, bis sich die Kinder eines Bessern besinnen. Dagegen wird man aber schwerlich ein Beispiel der Undankbarkeit erwachsener Kinder gegen alte unvermögende Eltern beizubringen im Stande seyn.

So bald ein Knabe Hände und Füße gebrauchen kann, giebt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen in die Hand, und läßt ihn damit, wie auch am Seeufer mit Steinen, nach einem Ziele werfen, oder mit einem Messer Holz zu Spielgeräthschaften schnitzen. Gegen das zehnte Jahr giebt er ihm einen Kajak, damit er sich in seiner oder anderer Knaben Gesellschaft im Fahren, Wiederaufrichten des Kahns, Vögel- und Fischfangen übe. Im funfzehnten oder sechszehnten Jahre muß er mit auf den Seehundsfang. Von dem ersten Seehunde, den er fängt, wird den Nachbarn und der Hausgesellschaft eine Gasterei gegeben. Während dem Essen muß der Knabe erzählen, wie er seinen Fang angestellt hat. Die Gäste be-

 wun-

wundern sodann seine Geschicklichkeit, rühmen das Fleisch als etwas Besonderes, und die Frauen sind von der Zeit an bedacht, ihm eine Braut auszusuchen. Denn wer nicht Seehunde fangen kann, wird äusserst verachtet, und muß sich mit weibischer Nahrung, als Ulken, die er auf dem Eise fangen kann, Muscheln, trocknen Heringen, und dergleichen ernähren. Und es giebt einige, die es zu dieser Geschicklichkeit nicht haben bringen können. Cranz sah einen frischen starken Grönländer, der gar nicht im Kajak fahren gelernt, weil seine Mutter ihn daran verhindert hatte, aus Furcht, sie möchte ihn eben so, wie ihren Mann und ältesten Sohn, die zugleich ertrunken waren, verlieren. Dieser Mensch mußte daher bei andern Grönländern als Mädchen dienen, und that alle weibliche Arbeit, worin er sehr fertig war.

Wenn eine Mannsperson zwanzig Jahr alt ist, so muß er sich seinen Kajak und seine übrigen Geräthschaften selbst verfertigen, und sich in vollkommenen Stand setzen. Einige Jahre darauf heirathet er, bleibt aber bei seinen Eltern wohnen, so lange sie leben,

und

und seine Mutter führt allemal die Wirthschaft fort.

Die Mädchen thun bis ins vierzehnte Jahr nichts, als plaudern, singen und tanzen, außer daß sie etwa ein Kind warten, oder Wasser holen. Hernach aber müssen sie nähen, kochen, gerben, und, wenn sie stärker werden, im Frauenboote rudern und Häuser bauen helfen.

Hieraus kann man zugleich die Geschäffte der Erwachsenen sehen, und wie sich Mann und Frau in die Haushaltung getheilt haben. Der Mann macht sein Jagdgeräthe und zimmert die Böte, und die Frau überzieht sie mit Leder. Er jagd und fischt, und wenn er seine Beute bis ans Land gebracht hat; so bekümmert er sich nicht weiter darum; und es wäre ihm eine Schande, den Seehund auch nur aus dem Wasser ans Land zu ziehen. Die Frauen schlachten, kochen, gerben die Felle, und machen Kleider, Schuhe und Stiefeln daraus. Zu allen diesen Handwerken gebrauchen sie nichts, als ein krummes Messer in Form eines halben Mondes, das sie auch zugleich zum Essen gebrauchen. Sie haben weder eine Scheere, noch andre

 Messer,

Messer, sondern außer dem einzigen krummen Messer nur noch ein Falzbein, einen Fingerhuth, ein paar grobe und feine Nähnadeln, und ihre Zähne, womit sie die Felle beim Nähen und Gerben zerren, und geschmeidig machen. Sie bauen und bessern die Häuser und Zelte ganz allein, außer daß die Männer das Holzwerk dazu verfertigen; und wenn sie Steine tragen müssen, daß ihnen der Rücken brechen möchte, so sehen die Männer ganz kaltblütig zu. Dagegen verkaufen aber auch die Männer nichts, als den Speck, und mit dem Uebrigen lassen sie die Frauen wirthschaften, und in ihrer Abwesenheit schmausen, wie sie wollen; und wenn nichts mehr da ist, so hungern sie ganz geduldig mit ihnen, oder essen Schuhflecke. Nur die Noth ihrer Kinder geht ihnen sehr zu Herzen.

Wenn sie gar keine oder doch keine erwachsenen Kinder haben, so nimmt der Mann einen oder ein paar verwaisete Knaben an Kindes Statt auf. Diese müssen ihm in seiner Nahrung helfen, und die Seinigen einmal versorgen. So macht es auch die Frau mit Mädchen oder mit einer Wittwe. Wenn

nun

nun gleich solche angenommene Kinder Diener des Hauses sind, so leiden sie doch so wenig Zwang, daß vielmehr ein Knabe schon als der künftige Hausherr angesehen wird, und ein Mädchen das Haus verlassen kann, wann sie will.

Niemals schlägt ein Herr seinen Diener, und wenn er ein Mädchen schlüge; so würde ihm das gar eine Schande seyn.

Bei dem allen haben die Frauensleute ein mühseliges und fast sclavisches Leben. So lange sie klein oder bei ihren Eltern sind, haben sie es sehr gut. Aber vom zwanzigsten Jahre an ist ihr Leben eine Kette von Furcht, Elend und Jammer. Stirbt der Vater, so erben sie nichts, und müssen bei andern Leuten dienen. Es fehlt ihnen zwar alsdann nicht an Nahrung, so lange ihr Herr etwas hat; aber wol an reinlichen Kleidern. Fehlen ihnen diese, und sie sind dazu nicht schön, oder nicht sehr geschickt zur Arbeit, so bleiben sie sitzen. Nimmt sie jemand, wobei sie nicht oft wälen können, so schweben sie die ersten Jahre, besonders wenn sie keine Kinder haben, beständig in Furcht, verstoßen zu werden; und alsdann werden sie nicht

mehr geachtet, müssen wieder dienen, oder mit einem schändlichen Gewinn ihr Leben fristen. Behält sie der Mann, so müssen sie oft mit blauen Augen vorlieb nehmen, unter der Schwiegermutter als eine Magd, oder wol noch schlimmer, stehen, oder sich gefallen lassen, daß ihr Mann mehrere Frauen nimmt. Stirbt der Mann, so bekommt die Frau nichts, als was sie mitgebracht hat, und muß, um ihrer Kinder willen, bei andern Leuten viel unterthäniger dienen, als ein lediges Mädchen. Hat sie aber erwachsene Söhne, so hat sie es auch besser, als manche Hausfrau, weil sie die Wirthschaft nach ihrem Gutdünken einrichten kann. Wird eine Frauensperson sehr alt, so gilt sie für eine Hexe, und das thun sie oft gern, weil es doch einigen Nutzen bringt. Das Ende davon ist aber gemeiniglich, daß sie bei dem geringsten Verdachte, gehext zu haben, gesteinigt, in die See gestürzt, erstochen und zerschnitten werden. Entgeht eine diesem Unfall, so wird sie, wenn sie sich und andern zur Last wird, aus Mitleiden, oder eigentlich aus Geiz lebendig begraben, oder sie muß sich selbst in die See stürzen. Man

kann

kann indeß leicht denken, daß diese Fälle nicht bei einer jeden, und auch nicht alle zugleich eintreffen.

Bei aller dieser harten Arbeit, Furcht, Kummer und Verdruß, erreichen sie doch meistentheils ein höheres Alter, als die Mannsleute. Denn diese werden dadurch, daß sie ihre meiste Zeit im Schnee und Regen, in der Hitze und Kälte, sowol im härtesten Winter, als im Sommer, auf der See zubringen, stark arbeiten, und gemeiniglich den ganzen Tag nichts, hernach aber desto mehr essen, gar bald so entkräftet, daß sie selten das funfzigste Jahr erreichen. Und da auch viele im Wasser ums Leben kommen, so giebt es fast überall weniger Manns- als Frauensleute. Diese können ihr Alter bis siebzig, achtzig Jahr, ja höher bringen; sind aber alsdann gemeiniglich schädliche Werkzeuge, die sich mit Lügen, Afterreden, Kuppeln und dergleichen abgeben, und besonders die Jugend mit allerlei abergläubischen Dingen vom vernünftigen Nachdenken, und von Erwägung der christlichen Wahrheiten abzuhalten suchen.

Von den verschiedenen Arten der Grönländer, die Felle zu bereiten, verdient besonders eine angeführt zu werden. Die Vogelfelle nämlich lösen sie um den Kopf, und ziehen sie ganz über den Leib ab. Nachdem sie das Fett mit einer Muschelschale abgeschabt haben, wird das Fell den Mannsleuten, und besonders Ehren halber den Gästen, zwischen den Mahlzeiten, zum Auskäuen gereicht, und wie Confect angenommen. Dann werden die Felle in dem Uringefäße gebeizt, und wenn sie ein wenig in der Luft getrocknet sind, mit den Zähnen vollends ausgearbeitet. Aus den Rücken solcher Seevögelfelle machen sie ihre dünnen und leichten Unterkleider; aus den Bäuchen die warmen Winterkleider, und aus den Hälsen die schönen Staatspelze, bei welchen sie gemeiniglich die Federn auswärts kehren.

Ihre Haushaltung und Lebensart sieht beim ersten Anblicke unreinlicher und unordentlicher aus, als eine Zigeuner- oder Bettlerwirthschaft im Walde. Man fühlt ein Grauen, wenn man ihre mit Fett besudelten Hände und Gesichter, ihre unappetitlich

zuge-

zugerichteten und genossenen Speisen, ihre schmutzigen und von Ungeziefer wimmelnden Kleider und Lagerstäten ansieht. Wenn man aber durch Sturm und Wetter genöthigt wird, bei ihnen zu bleiben, so ist man froh, daß man in ihren Häusern und Zelten eine Bedeckung findet; und hat man selber nichts zu essen; so nimmt man auch gern mit ihnen vorlieb. Betrachtet man dann mit aufmerksamen Auge die Haushaltung einer jeden einzelnen Familie, und etlicher Familien, die in einem kleinen Hause beisammen wohnen; so findet man eine Ordnung, Reinlichkeit und Sittsamkeit, die man bei ihnen bewundern muß. Es wohnen oft zehn Familien in einem Hause, das nicht viel über zehn Klaftern lang, und kaum zwey breit ist. Und doch sieht man sowol in ihren engen Lagerstellen, als im Hausrathe, und besonders dem Jagdgeräthe, woran der Mann beständig putzt und bessert, alles in guter Ordnung. Ihre Kleider, die sie nicht täglich brauchen, heben sie in ledernen Säcken, welche fast wie unsre Koffer gemacht, und mit allerlei Figuren sauber ausgenähet sind, sorgfältig auf. Ihre Wassergefäße, die theils

 von

von Holz und mit Knochen zierlich ausgelegt, theils von Kupfer sind, halten sie sauber; so daß man sich nicht scheuen würde, daraus zu trinken, wenn sie nicht das Wasser in übelriechenden ledernen Eimern trügen. Sie essen weder Gartengewächse, noch Löffelkraut, weil es am meisten an gedüngten Orten wächst. Doch diese Reinlichkeit und Ordnung, die nur in den wenigsten Theilen ihrer Haushaltung herrscht, kann ihre Unreinlichkeit nicht aufwiegen. Desto mehr aber findet man Ursache, ihre Verträglichkeit zu rühmen. Die verschiedenen Familien in einem Hause leben mit ihren Kindern still, eingezogen und ruhig, so daß man wenig Unruhe gewahr wird. Wenn einer sich von dem andern beleidigt glaubt, so zieht er, ohne etwas zu sagen, in ein anderes Haus. Sie helfen einander gern, und leben in gewissen Stücken gemeinschaftlich, ohne sich auf einander zu verlassen, und dadurch nachläßig und faul zu werden. Wer des Abends etwas zu Hause bringt, sonderlich im Winter einen Seehund, der giebt allen, auch den armen Wittwen, im Hause etwas ab, und ladet noch einige Nachbarn zu

Gaste.

Gäste. Niemand aber, wenn er auch noch so arm und hungrig ist, fordert etwas zu essen. Sie brauchen es auch nicht; denn die Gastfreiheit wird im ganzen Lande gegen Bekannte und Unbekannte beobachtet. Diese Tugend ist auch hier desto nothwendiger und löblicher, da sie oft viele Meilen weit herum ziehen, und nicht überall Zeit und Gelegenheit finden, die nothwendigen Lebensmittel zu erwerben.

Vierter Abschnitt.

Von dem Verhalten der Grönländer in Gesellschaft.

Die Grönländer sind bescheiden, eingezogen, freundlich, artig und schamhaft. Von einer falschen Scham aber, und von einer verdächtigen Schüchternheit und Verstellung wissen sie nichts. Ihre Begierden und Neigungen verbergen sie sorgfältig. Sie suchen nicht sowol, sich durch etwas hervorzuthun und zu glänzen, als sich nicht lächer-

lächerlich zu machen, und ihren guten Namen nicht einzubüßen. Wenn die wahre Höflichkeit ohne ausgekünstelte oder gar verstellte Worte, und ohne besondere, und oft lächerliche Bewegungen und Mienen bestehen kann; so sind sie in der That ein höfliches Volk. Sie wissen zwar nichts von Grüssen und Ehrenbezeugungen, und es kommt ihnen lächerlich vor, wenn sie die Europäer dergleichen machen, einen Untergebenen vor seinen Oberm unbedeckt, oder gar von ihm übel behandelt sehen. Demohnerachtet aber haben doch Kinder und Gesinde gegen Alte, und alle gegen einander die gehörige Achtung und Ehrerbietung.

In ihren Gesellschaften sind sie gesprächig, scherzhaft, auch wol spöttelnd; und wenn man so mit ihnen umgeht, so kann man mehr mit ihnen ausrichten, als durch die vernünftigsten Reden und Vorstellungen, wenn sie mit Härte begleitet sind. Denn wenn sie gar zu sehr beschämt und blosgestellet werden, so macht man sie halsstarrig. Sie befleißigen sich, einander zu gefallen, oder vielmehr, nicht misfällig zu werden, und den andern keine Ursache zur Unruhe zu geben.

geben. Dieses scheint der Grund ihrer meisten Handlungen zu seyn, und so wollen sie auch, daß andre sie wieder behandeln sollen. Geschieht es ja, daß einer dem andern zu nahe kommt, so wird dieser sich doch deshalb nicht zu rächen suchen, oder schelten. Daher kann es auch bei ihnen nicht leicht zum Zank und Streit kommen, und in ihrer Sprache giebt es kein einziges Schelt- und Fluchwort. In Gesprächen redet einer nach dem andern. Sie widersprechen einander nicht gern, und noch weniger fallen sie sich in die Rede, oder überschreien einander. Sie lachen auch, wenn sie Ursache dazu haben, besonders wenn sie sich über die Europäer aufhalten; aber es ist kein geräuschvolles und unanständiges Lachen.

Was nicht unnatürlich oder an sich selbst häßlich ist, davor schämen sie sich nicht, und lassen sich auch deshalb nicht beschämen. In einer ansehnlichen Gesellschaft der Natur ihren Willen lassen, oder Ungezieefer fangen, und mit den Zähnen zerknicken, dünkt sie so wenig unanständig zu seyn, daß sie darüber keine Erinnerung vertragen können. Gleichwol aber sind sie so höflich, daß sie

sich

sich dessen in Gegenwart der Europäer enthalten, sobald sie nur wissen, daß sie sich diesen dadurch misfällig, und ihre Gesellschaft ihnen unerträglich machen.

Wenn sie Besuche geben, so bringen sie eine Kleinigkeit an Eßwaaren oder Fellen zum Geschenke mit. Sind es ansehnliche, oder besonders angenehme Gäste, so werden sie mit Singen bewillkommt. Alles ist geschäftig, ihr Fahrzeug ans Land zu ziehen, und ihre Sachen ausladen zu helfen. Ein jeder will die Gäste in sein Haus haben; diese aber besinnen sich, und lassen sich erst einigemal nöthigen. Sobald sie hinein kommen, nöthigt man sie, die Oberkleider abzuziehen, und legt sie zum Trocknen auf den Rost über die Lampe. Man bietet ihnen auch wol trockne Kleider, und ein weiches Fell an, um darauf zu sitzen. Die Ehrenstelle ist auf der Pritsche, welche aber die Europäer gern verbitten. Manns- und Frauensleute setzen sich zusammen, jede besonders. Jene reden sehr ehrbar und bedächtig vom Wetter und der Jagd, diese aber belustigen sich mit allerlei Geschichten, nachdem sie vorher einander ihre verstorbenen An-

ver-

verwandten sehr harmonisch haben beweinen helfen. Dabei lassen sie das Schnupftabaks-hörnchen fleißig herum gehen. Dieses ist von Rennthieren gemacht, und oft mit Zinn und Kupfer sehr zierlich ausgelegt. Sie ziehen daraus den Tabak mit der Nase. Indessen wird die Mahlzeit fertig, wozu das ganze Haus, auch wol etliche Nachbarn mit kommen. Bei derselben lassen sich die Gäste oft nöthigen, und stellen sich sehr gleichgültig, damit sie nicht für arm oder heißhungrig angesehen werden. Gemeiniglich haben sie drei bis vier Gerichte; soll es aber ein großes Fest seyn, so giebt es auch mehrere. Ein Kaufmann, welcher zu einer solchen Gasterei mit einigen Grönländern eingeladen war, zälte dabei folgende Gerichte: 1) gedörrte Heringe; 2) getrocknetes; 3) gekochtes; 4) halb roh und verfaultes Seehundsfleisch; 5) gekochte Ulken; 6) ein Stück von einem halbverfaulten Wallfischschwanze (auf dieses seltene Gericht waren die Gäste eigentlich gebeten); 7) gedörrter Lachs; 8) gedörrtes Rennthierfleisch; 9) Kråhbeeren mit dem Magen von einem Rennthiere vermischt; 10) eben dasselbe mit Thran angemacht.

Ihre

Ihre Tischgespräche können etliche Stunden lang währen, und handeln doch von nichts, als von ihrem Hauptgeschäffte, dem Seehundsfange. In ihren Erzählungen sind sie zwar weitläuftig; aber so lebhaft, daß einem nicht leicht die Zeit dabei lang wird. Denn wenn sie z. B. erzählen wollen, wie sie einen Seehund getödtet haben, so beschreiben sie aufs genaueste Zeit und Ort nebst einer jeden Bewegung, die sie und der Seehund gemacht haben; zeigen mit der linken Hand alle Kreuz- und Queersprünge, des Thiers, und mit der rechten alle Bewegungen des Kajaks und des Arms, wie sie den Pfeil ergriffen, wie sie damit ausgeholt, gezielt, und endlich geworfen haben; und dies alles so geschickt und natürlich, daß man ihnen mit Vergnügen zuhört und zusieht. Die Knaben, die aus solchen Erzählungen am meisten lernen können, hören sehr aufmerksam zu, sagen aber nichts, als bis sie gefragt werden, und antworten kurz und bescheiden.

Wenn sie mit Europäern in Gesellschaft sind, so hören sie diese gern von der Beschaffenheit ihres Landes erzählen. Davon können

nen sie aber nichts begreifen, wenn man es ihnen nicht gleichnißweise deutlich macht: z. B. die Stadt oder das Land hat so viel Einwohner, daß so und so viel Wallfische auf einen Tag kaum zu ihrer Nahrung hinreichen würden. Man ißt aber keine Wallfische, sondern Brodt, das wie Gras aus der Erde wächst, und das Fleisch von Thieren, die Hörner haben. Man läßt sich durch große starke Thiere auf ihrem Rücken tragen, oder auf einem hölzernen Gestelle fortziehen. Dies alles bewundern die Grönländer, nennen das Brodt, Gras; die Ochsen, Rennthiere; die Pferde, große Hunde, und bezeugen Lust, in einem so schönen und fruchtbaren Lande zu wohnen. Aber diese vergeht ihnen gleich wieder, wenn man ihnen erzählt, daß es da oft donnert, und keine Seehunde giebt. Sie hören auch gern von Gott und göttlichen Dingen, so lange man nur nicht die Anwendung auf sie selbst macht, und ihre abergläubischen Fabeln und Gewohnheiten auch gelten läßt.

Fremden wird die Schlafstelle besonders angewiesen, und mit neuen Fellen bereitet.

 Diese

Diese aber warten aus Höflichkeit, bis der Hausherr sich niedergelegt hat.

Mit ihrer Handlung geht es sehr einfach und kurz zu. Sie tauschen gegen einander aus, was sie brauchen; und weil sie sehr veränderlich und neugierig, wie die Kinder, sind, so hat das Umtauschen bei manchen, oft zum größten Schaden ihrer Haushaltung, kein Ende. Oft geben sie die brauchbarste Sache für eine unnütze Kleinigkeit hin; und wenn man ihnen für eine schlechte Sache, die ihnen gefällt, etwas noch so brauchbares anbietet, so nehmen sie es nicht, sondern wollen gerade das haben, was ihnen eben gefällt. Sie betrügen und übervortheilen indeß einander nicht leicht; noch weniger aber stehlen sie, weil dieses bei ihnen sehr schimpflich ist. Können sie aber einen Europäer bestehlen oder hintergehen, so rühmen sie sich dessen, und freuen sich, daß sie klüger sind, als er.

Sie handeln sowol unter sich selbst, als mit den Kauf- und Schiffleuten. Unter sich halten sie eine Art von Jahrmarkt. Denn wo eine große Versammlung von Grönländern ist, als bei einem Tanze, oder im

Winter

Winter bei dem sogenannten Sonnenfeste, (wovon bald gehandelt werden soll,) da finden sich allezeit welche ein, die ihre Waaren zur Schau auslegen, und dabei sagen, welcher Waare sie dagegen benöthigt sind. Wem nun die Waare ansteht, der bringt das, was dafür verlangt wird, und so ist der Kauf richtig. Am meisten handeln sie mit Gefässen von Weichstein, welcher nicht an allen Orten zu haben ist. Und da die Grönländer in Süden keine Wallfische, und die in Norden kein Holz haben; so ziehen alle Sommer aus Süden, und von der Ostseite des Landes, viele Böte voll Grönländer ein bis zweihundert Meilen nach Disko mit neuen Böten, nebst dem dazu gehörigen Werkzeuge, und tauschen dafür Einhörner, Zähne, Knochen, Fischbein und Sehnen von Wallfischen ein, die sie zum Theil auf ihrem Rückwege wieder verkaufen.

Diese Reisen haben sie sich, nach ihrer veränderlichen und neugierigen Art, schon so angewöhnt, daß sie, wenn auch die Handlung nicht wäre, nicht lange an einem Orte bleiben können.

Sie nehmen auf denselben ihre ganze Familie, Habe und Gut mit, weil etliche Jahre darauf hingehen, ehe sie zurückkommen. Wo sie der Winter überfällt, da bleiben sie, am liebsten aber in der Nähe einer Kolonie, bauen sich ein Haus, und richten ihre Nahrung ein. Denn Land und See stehen ihnen allenthalben offen; und weil doch immer einige von solchen herumziehenden Familien sich hie und da gänzlich niederlassen; so finden sie überall Freunde und Bekannte, die ihnen behülflich sind.

Bei den Kaufleuten setzen die Grönländer ihre Fuchs- und Seehundsfelle, am meisten aber den Speck ab, um dessen willen sie hauptsächlich die Handlung fortsetzen. Dafür aber bekommen sie kein Geld; denn das hat bei ihnen keinen Werth, und es ist ihnen einerlei, ob sie ein Goldstück oder einen Rechenpfennig, eine Glasperle oder einen Brillanten am Halse hängen haben. Sie achten dergleichen Sachen nur, weil sie glänzen, und sie haben wol eher eine Guinee, oder einen spanischen Thaler, den sie etwa fremden Schiffern gestohlen hatten, für ein paar Schuß Pulver, oder ein Stück Tabak hinge-

gegeben. Hingegen gilt das Eisen bei ihnen desto mehr, weil sie es brauchen können. Sie bekommen also von den Kaufleuten, nach einem schon festgesetzten Preise, Eisen zu Pfeilen; Messer; Stichsägen; Bohrer; Meißel; Nähnadeln; gestreiftes Leinenzeug; Kattun; wollene Strümpfe und Mützen; Schnupftücher; Bretter; Kisten; hölzerne Schüsseln; blecherne Teller; kupferne Kessel; Spiegel; Kämme; Band und allerlei Spielzeug für Kinder. Am liebsten aber kaufen sie Tabak und Flinten, nebst Pulver und Blei, wovon sie doch wenig Nutzen, und am Ende in ihrer Haushaltung manchen Schaden haben. Der Tabak, den sie nur zum Schnupfen gebrauchen, vertritt bei ihnen die Stelle der Scheidemünze. Für einen jeden Dienst, den sie jemanden leisten, erwarten sie ein kleines Stück Tabak. Damit bezalt man sie auch für ihre Schuster- und Schneiderarbeit; dafür bringen sie ein paar Hände voll unreiner Eiderdunen, Eier, Vögel, ein Gericht Fische, und dergleichen; dafür verkauft mancher armselige und liederliche Wirth die Kleider vom Leibe, und leidet mit seinen Kindern lieber Noth, als daß er

desselben entbehren sollte. Dadurch bringt sich manche Familie in so große Armuth, als in andern Ländern mit starkem Getränke, welches den Grönländern, zu ihrem Glücke, zu theuer ist.

Ihre Tanzversammlungen und das Sonnenfest, deren vorhin erwähnt worden, sind keine Uebungen oder Feierlichkeiten der Religion, sondern bloße Lustbarkeiten. Das Sonnenfest halten die Grönländer im Winter, zur Zeit der Sonnenwendung, um den 22sten December, um sich über der Rückkehr der Sonne und des guten Wetters zu ihrem Fange zu freuen. Sie ziehen alsdann im ganzen Lande in starken Partheien zusammen, bewirthen einander aufs allerbeste; und wenn sie sich so satt gegessen haben, daß sie platzen möchten, so stehen sie auf um zu spielen und zu tanzen. Ihr einziges musikalisches Instrument ist die Trommel, welche aus einem zwei Finger breiten Reife von Holz oder Wallfischknochen besteht, und nur auf einer Seite mit einem dünnen Felle, oder mit der Haut von der Wallfischzunge überzogen ist. Sie ist eirund, etwa anderthalb Schuh breit, und mit einem Schafte zum Anfassen verse-

versehen. Diese nimmt der Grönländer in die linke Hand, und schlägt mit einem kleinen Stecken auf den untern Rand, hüpft bei jedem Schlage ein wenig in die Höhe, doch so, daß er allezeit auf einer Stelle bleibt, und macht mit dem Kopfe und dem ganzen Leibe allerlei wunderliche Bewegungen. Alles das geschieht nach dem Viervierteltakte, so daß auf jedes Viertel zwei Schläge kommen. Dazu singt er vom Seehundsfange, und dergleichen Geschäfften, rühmt die Thaten der Vorfahren, und bezeugt seine Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuschauer sitzen dabei nicht stille, sondern begleiten einen jeden Vers seines Gesanges mit einem etlichemal wiederholten Amna Ajah, Ajah-ah-ah! so daß der erste Takt eine Quarte tiefer, der andere einen Ton höher angefangen, herunter gesungen, und so immer wiederholt wird. Der Sänger singt bey jedem Auftritte vier Cantos, wovon die ersten zwei gemeiniglich nur aus dem immer wiederholten Amna Ajah, die andern aber aus einem Recitativ bestehen. Bei dem letztern singt er im erstern Takte eine kurze Strophe, doch ohne Reime, die zusammen einen ganzen

Gesang ausmachen, aber im andern Takte immer mit dem Amna Ajah unterbrochen werden. Die Empfindung weiß der Sänger mit besondern sanften oder eifrigen Wendungen der Trommel und Verdrehungen der Glieder auszudrücken. Die letztern muß man, weil er bis auf die Beinkleider nackend ist, bewundern. Ein Auftritt währt eine gute Viertelstunde; und wenn einer müde, und von dem beständigen Hüpfen und Verdrehen voll Schweiß ist, so tritt ein andrer auf in dem Kreis. Auf die Art wird die ganze Nacht fortgefahren, und nachdem sie am Tage ausgeschlafen, und des Abends wieder stark gegessen haben, geht es von neuem an. Dies dauert etliche Nächte, bis sie nichts mehr zu essen haben, oder so abgemattet sind, daß sie nicht mehr reden können. Wer die lächerlichsten Verdrehungen der Glieder machen kann, der gilt für einen Meistersänger.

Eine andre ihrer Lustbarkeiten macht das Ballspiel aus. Sie theilen sich beim Mondenschein in zwei Partheien: einer wirft dem andern von seiner Parthei den Ball zu, und die von der andern Parthei suchen ihn zu bekom-

kommen. Sie werfen ihn auch mit dem Fuße nach einem bestimmten Ziele, und streiten darum, wer von ihnen am behendesten ist.

Sie versuchen auch ihre Kräfte dadurch, daß einer den andern mit der bloßen Faust auf den Rücken schlägt, und wer es am längsten aushält, ist Meister. Dieser macht sich alsdann damit groß, und fordert einen andern heraus, bis er es auch müde ist.

Sie setzen sich mit in einander geschlungenen Beinen und Armen nieder, oder sie stehen, und schlagen die Finger in einander, und wer da den andern niederziehen kann der gilt für seinen Herrn. Auch machen sie im Hause an einen Balken einen Riemen fest, hängen sich mit dem Fuße und Arme daran, und machen allerlei geschickte Wendungen, wie die Seiltänzer.

Junge Leute und Kinder haben andre kleine Spiele, um sich zu belustigen, und die Zeit zu vertreiben.

Wenn die Grönländer vollauf haben, und in der See nicht viel zu thun ist; so stellen sie auch zu andern Jahrszeiten Tänze an, und dabei pflegt denn gemeiniglich auch Hand-

 lung

lung getrieben zu werden. Das Wunderbarste aber ist, daß sie sogar ihre Streitigkeiten tanzend und singend abmachen, welches sie einen Singestreit nennen. Wenn ein Grönländer nemlich von dem andern beleidigt zu seyn glaubt, so läßt er darüber keinen Verdruß und Zorn, noch weniger Rache spüren; sondern er verfertigt einen satyrischen Gesang, den er in Gegenwart seiner Hausgesellschaft, und besonders der Frauensleute, so lange singend und tanzend wiederholt, bis sie ihn alle auswendig können. Alsdann läßt er in der ganzen Gegend bekannt machen, daß er gegen seinen Widersacher singen will. Dieser findet sich an dem bestimmten Orte ein, stellt sich in den Kreis, und der Kläger singt ihm nach der Trommel tanzend, und unter dem oft wiederholten Amna Ajah seiner Gehülfen, die auch einen jeden Satz mitsingen, so viele spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuschauer was zu lachen haben. Wenn er ausgesungen hat, so tritt der Beklagte hervor, und beantwortet, mit Beistimmung seiner Leute, die Beschuldigungen auf eine ähnliche spöttische Weise. Der Kläger sucht das zu erwiedern,

dern, und wer dann das letzte Wort behält, der hat den Proceß gewonnen, und wird deshalb hernach sehr geehrt. Sie können dabei einander recht derbe und spöttische Wahrheiten sagen; aber es muß keine Grobheit und Leidenschaft mit unter laufen. Die Menge der Zuschauer entscheidet, wer gewonnen hat, und beide Partheien sind hernach die besten Freunde.

Dies ist nicht nur eine Lustbarkeit, wobei nicht leicht etwas unanständiges vorkommt; es möchte denn einer, der gute Gehülfen hat, ein Frauenzimmer, das er heirathen will, mit Gewalt fortschleppen; sondern die Grönländer bedienen sich auch dieser Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Schande zu bessern Sitten zu bewegen, die Schuldner zu mahnen, Lügen und üble Nachreden abzuwehren, und allerlei Vervortheilungen, Ungerechtigkeiten, ja sogar den Ehebruch zu rächen. Denn nichts hält dieses Volk mehr in Ordnung, als öffentliche Beschämung. Ja diese lustige Rache verhindert manchen, seine Rache durch Erwiederungen eines ähnlichen Unrechts, oder gar durch Morden zu befriedigen. Doch kommt es dabei auch viel auf

gute natürliche Beredsamkeit an; denn die berühmtesten Spötter und Sittenlehrer unter den Grönländern, sind auch meistens die schlechtesten Leute in ihrer Aufführung.

Ein Vater regiert hier seine Familie so gut, als er kann, hat außer derselben niemanden etwas zu befehlen, nimmt aber auch dagegen von keinem Vorschriften an. Auch wo mehrere Familien in einem Hause beisammen wohnen, hat keine über die andre etwas zu sagen. Nur müssen sie gemeinschaftlich das Haus bessern, und zu gleicher Zeit ein- und ausziehen, weil viele Lampen erfordert werden, um das Haus zu heizen. Doch richten sich die Männer gern nach dem Angesehensten unter ihnen, der das Wetter und den Gang am besten versteht. Dieser wohnt am nördlichen Ende des Hauses, und sieht auf die Ordnung und Reinlichkeit in demselben. Will ihm aber jemand nicht folgen, so befiehlt er ihm nichts, und noch weniger kann er ihn bestrafen; aber alle übrigen werden eins, auf den künftigen Winter nicht mehr bei solchen Leuten zu wohnen, und dem Hausvater einmal bei einem

saty-

satyrischen Gesange die Wahrheit zu sagen, wenn sie ihn anders dieser Mühe werth halten.

Die Kinder bleiben bei ihren Eltern, so lange diese leben, und folgen ihnen. Ueberhaupt halten sich die Verwandten gern beisammen, um einander in der Noth beyzustehen. Bei großen Zügen folgen sie dem verständigsten Manne, der den Weg am besten weiß, können sich aber, sobald sie wollen, von ihm trennen. Kurz, es verlangt niemand eine Herrschaft über den andern. Vielleicht sind die Ursachen davon diese: daß die Grönländer nichts übrig haben, niemand sich bei ihnen bereichern kann, ihr Geist allem Zwange feind ist, und einem jeden das ganze Land offen steht.

Indessen haben sie doch gewisse wolhergebrachte Gewohnheiten, nach welchen sie sich, statt der Gesetze, richten. Aber oft fehlt es an der Ausübung derselben, weil niemand dazu genöthigt werden kann, auch keine andre Strafe, außer der Spott, Statt findet. Zu diesen Gewohnheiten gehören folgende: Jeder kann zwar wohnen, wo er will; findet er aber irgendwo schon Einwohner, so

landet

landet er nicht eher, als bis diese ihm ihre Zufriedenheit damit zu erkennen gegeben haben. Die Jagd und Fischerei steht jederman überall frei, und niemand kann sich beschweren, wenn ganz Unbekannte an einen fischreichen Ort kommen, und sogar bei einem mit Mühe aufgebaueten Lachsdamme fischen; nur müssen sie nichts verderben, und die Thiere nicht verscheuchen. Handeln die Fremden dawider, so gehen die Eingebohrnen lieber weg und darben, als daß sie sich mit ihnen zanken sollten. Wer an einem Strande Holz oder gestrandetes Gut findet, dem gehört es, wenn er gleich nicht da wohnt. Er muß es aber ans Land schleppen, und einen Stein darauf legen, zum Zeichen, daß sich schon jemand desselben angemaßt hat; alsdann wird es gewiß kein andrer Grönländer anrühren. Wenn ein Seehund, der mit dem Wurfpfeile davon läuft, von einem andern getödtet wird, so gehört er doch dem, der ihn zuerst geworfen hat. Ist er aber mit der Harpune und Blase geworfen, und der Riemen ist gerissen, so hat der erste sein Recht verlohren. Treffen zwei zugleich einen Seehund, so theilen sie ihn, und eben

so

so halten sie es auch mit den Vögeln. Findet einer einen todten Seehund mit der Harpune, so behält er ihn; die Harpune aber giebt er dem Eigenthümer zurück. Wird ein Wallroß oder ein andres großes Seethier gefangen, so nimmt der, welcher es getroffen hat, den Kopf und Schwanz für sich selbst, von dem Rumpfe aber kann jedermann so viel schneiden, als ihm gefällt. An einem grossen Wallfische haben alle, auch die nur bloße Zuschauer abgegeben haben, gleichen Antheil mit den Harpunierern; und da es dabei so unordentlich zugeht, daß unter den etlichen hundert Menschen, die mit ihren scharfen Messern mit einer unsinnigen Begierde über das Thier her sind, gemeiniglich einige verwundet werden, so werden sie doch deshalb keinen Groll gegen einander fassen. Wenn einige zugleich ein Rennthier schießen, so gehört es dem, dessen Pfeil zunächst am Herzen getroffen hat; doch bekommen die andern auch etwas von dem Fleische. Wer es aber zuerst verwundet, wenn es gleich hernach ein andrer tödtet, dem gehört das Thier. Seitdem sie aber Flinten haben, und die Kugeln nicht zu unterscheiden sind, setzt

es

es manche Streitigkeiten, die schwer zu entscheiden sind. Wer eine Fuchsfalle bauet, und sie eine Zeit lang nicht aufstellt, der kann hernach, wenn ein andrer sie aufgestellt hat, keinen Anspruch an das machen, was damit gefangen worden ist. Wer jemanden ein Boot oder einige Geräthschaften leihet, der kann, wenn davon etwas unversehens zu Schaden kommt, keine Ersetzung desselben fordern; es wäre denn, daß eine Sache ohne sein Wissen gebraucht worden. Daher kommt es denn auch, daß sie einander nicht gern etwas leihen. Wer etwas kauft, und hernach keinen Gefallen daran findet, der kann es zurück geben, und seine Bezalung wiederfordern. Der Käufer bekommt auch eine Sache auf Credit, wenn er nicht gleich bezalen kann. Stirbt er, ehe er bezalt, so muß man die hinterlassenen Leidtragenden nicht durch Erinnerung an den Verstorbenen betrüben; nach einiger Zeit aber kann man die dafür eingetauschte Sache wieder geben, und das Seinige wieder nehmen. Aber meistentheils ist es mit dem Uebrigen, was im Sterbehause gewesen ist, verlohren gegangen.

Der-

Dergleichen Gewohnheiten, die nach und nach gleichsam zu Gesetzen bei den Grönländern geworden sind, kommen Fremden freilich zum Theil widersinnig vor, und bringen besonders den Kaufmann in manche Verlegenheit. Die Grönländer selbst sehen die Unzulänglichkeit und die Unbilligkeit mancher davon ein; aber sie mögen nichts darin ändern, aus Furcht vor übler Nachrede, und ihr endlicher Grund ist immer der, daß es nun einmal schon so eingeführt ist.

Fünfter Abschnitt.

Von dem moralischen Verhalten der Grönländer.

Man nennt die Grönländer Wilde, und macht sich von den Wilden einen seltsamen Begriff von viehischen, ungesitteten und grausamen Menschen. Aber es geht mit diesem Worte, wie es mit dem Worte Barbaren bei den Griechen und Römern gieng, welche alle Ausländer damit bezeichneten, die

oft bessere, nur nicht ihre, Sitten und Gebräuche hatten. Die Schiffer haben alle Nationen Wilde genannt, welche nicht in Städten und Dörfern, sondern zerstreuet und in Wäldern wohnen.

Die Grönländer sind keine wilden, ungezogenen oder grausamen Menschen, sondern ein stilles, sittsames, sanftes und gutartiges Volk. Man kann sie in der That ein glückliches Volk nennen; denn ein jeder thut, was er will, und handelt doch nicht leicht einem andern zum Schaden. Sie können daher auch ohne Obrigkeit ruhig und sicher leben. Zwar führen sie in unsern Augen ein armseliges und beschwerliches Leben; aber sie sind dabei vergnügt, können mit dem Wenigen, was sie besitzen, gut zurecht kommen, und wenn sie etwas weit kostbarers als Seehunde hätten, so würden sie dabei so wenig, als wir bei ihrer Lebensart, bestehen können. Und diese Armuth und Genügsamkeit ist die Quelle ihrer Sicherheit und Ruhe; denn dadurch sind sie von Kriege, Gewaltthätigkeiten, Chicanen und dergleichen befreiet, und können in ihren elen-

den Hütten sicherer schlafen, als der Fürst im strenge bewachten Palaste.

Gewisse Laster, die unter andern Völkern so sehr im Schwange gehen, daß ihnen durch keine Gesetze und Strafen gesteuert werden kann, trifft man unter den Grönländern entweder gar nicht, oder doch nicht in eben der Gestalt und Maaße an. Man hört bei ihnen kein Fluchen, Schwören, Schelten, Zanken oder Schimpfen. Und es ist schon angemerkt, daß sie, einige Spottnamen ausgenommen, womit sie lächerliche und niederträchtige Handlungen sehr sinnreich auszudrücken wissen, gar keine Scheltworte haben. In ihren Gesellschaften hört man nicht schreien, laut lachen, heftig plaudern, widersprechen, streiten, verläumden oder lästern. Sie sind zwar scherzhaft, ziehen gern schlechte Handlungen durch, und machen sie lächerlich, sagen auch manchmal sinnreiche Zweideutigkeiten; aber dem ohnerachtet hört man doch keinen groben oder unanständigen Scherz, oder bittern Spott von ihnen. Von Lügen, Betrügen und Stehlen hört man selten; Straßenraub und Gewaltthätigkeit ist was unerhörtes; ja, wenn man nach dem

äußerlichen Schein blos urtheilte, so müßte man glauben, daß sie einer des andern Gut nicht beneideten noch begehrten. Von Trunkenheit wissen sie nichts, weil sie nichts, als Wasser, haben; aber eben daher hört man auch unter ihnen von keinen Schlägereien. Ihren Zorn können sie sehr verbergen, und in ihrem Betragen sieht man nichts unzüchtiges. Wenn die Grönländer daher bei den Fremden etwas unanständiges sehen oder hören, so sind sie voll Verwunderung und sagen: die Leute haben ihren Verstand verlohren; das Tollwasser (so nennen sie starke Getränke) hat sie rasend gemacht.

Sogar bei ihren Lustbarkeiten und Tänzen, wobei Alte und Junge sind, hört und sieht man nichts, was die Bescheidenheit verletzen könnte; so daß man die Versammlung eher für eine andächtige Uebung, als für eine Lustbarkeit, halten sollte, wenn man nicht die Trommel und die lächerliche Figur des Tänzers sähe. Sie sind aufrichtig, und sagen nicht leicht wissentlich eine Unwahrheit. Wenn sie einem den Weg zeigen sollen, so fahren sie lieber ein Stück mit, ehe sie es falsch bezeichneten. Indessen kann man, wenn sie

einer

einer Sache beschuldigt werden, selten, und oft gar nicht die Wahrheit herauskriegen.

Obgleich die Kinder ohne alle Zucht aufwachsen, so machen sie doch den Eltern wenig Mühe und Verdruß, so lange sie klein sind. Und wenn sie zu Verstande gekommen und ihre eigenen Herrn geworden sind, so lassen sie so wenig Ungehorsam, Härte, Undankbarkeit oder Versäumung gegen alte und unbehülfliche Eltern blicken, daß vielmehr Mann und Frau einer alten, und oft verdrießlichen Mutter die Herrschaft über das Ihrige nur zu sehr überlassen.

Indessen handeln sie meistens aus Eigennutz. Man wird nicht leicht einen Grönländer finden, der einem andern, von dem er nicht wieder, und zwar bald etwas zu hoffen hat, Gutes thut. Wenn z. B. ein fremder Mann stirbt, und keinen nahen Verwandten, oder schon etwas brauchbare Söhne hinterläßt, so nimmt sich niemand der armen Hinterlassenen an; es wäre denn, daß gerade jemand ein Dienstmädchen brauchte. Niemand giebt ihnen Dach und Fach, oder zu essen; ja es wird ihnen wol das Beste geraubt, und sie können die armen

Leute so kaltsinnig erfrieren und verhungern sehen, als ob es Creaturen einer andern Art wären. Wenn Leute auf dem Lande jemand mit dem Kajak umschlagen sehen, der nicht ihr Freund ist, so sehen sie kaltsinnig und wol gar mit Vergnügen zu, wie er sich vergeblich zu retten sucht. Es ist ihnen zu beschwerlich, deshalb in den Kajak zu steigen, und ihm zu Hülfe zu eilen; und wenn sie durch das Schreien und Winseln der Frauen und Kinder beschwert werden, so schleichen sie sich davon. Sind sie aber mit einander ausgefahren, so helfen sie sich, weil das keine Mühe kostet. Sie haben ein unempfindliches Gemüth, nicht nur gegen Thiere, die sie nicht zu ihrer Nahrung brauchen, sondern auch gegen Menschen. Schon die Kinder martern kleine unbrauchbare Vögel mit einem gewissen Vergnügen zu Tode, und selbst bei dem weiblichen Geschlechte äußert sich wenig Barmherzigkeit und Mitleiden.

Dagegen aber spürt man eine stärkere Liebe zwischen Eltern und Kindern, als bei andern Völkern. Eine Mutter kann ihr Kind nicht aus den Augen lassen, und es hat sich

man-

manche ins Wasser gestürzet, wenn ihr Kind ertrunken ist.

Empfangen sie eine Wolthat, und wol gar in der größten Noth eine Hülfe, besonders von einem Europäer, so wissen sie von keiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, und sie werden ihm selten wieder dienen. Wenn sie schöne Kleider anhaben, so können sie sehr stolz thun, und andre neben sich sehr geringschätzig behandeln, besonders wenn sie sonst große Geschicklichkeit besitzen, und in ihrem Fange glücklich sind. Wenn die Leidenschaften, die sie lange zu verbergen wissen, einmal ausbrechen, so wüten sie desto unsinniger und viehisch. Was sie thun wollen, das muß durchgesetzt seyn, und was ihnen nicht beliebig ist, dazu lassen sie sich durch keine Vorstellungen bereden.

Es giebt unter den Grönländern nicht wenige, welche ein unartiges, ja lasterhaftes und unnatürliches Leben führen. Lügen und böse Nachreden sind beim weiblichen Geschlechte sehr gemein. Die Armen und Faulen legen sich auch wol aufs Stehlen, sonderlich von vorbeifahrenden Fremden, wenn es heimlich bleiben kann. Können sie aber den Auslän-

dern etwas heimlich oder mit Gewalt rauben, so wird es gar für rühmlich gehalten. Diese können ihnen nicht viel trauen, weil sie schon einigemal von ihnen betrogen, ja gar ans Land gelockt, und dann umgebracht, und ihrer Waaren beraubt worden sind. An den beständig unter ihnen wohnenden Ausländern aber dürfen sie dergleichen nicht versuchen, weil man sie überall aufsuchen und zur Strafe ziehen kann.

Ihre scheinbare äußerliche Züchtigkeit geht auch nicht weit. Es giebt unter ihnen Frauenspersonen, welche ein Gewerbe aus einer schlechten Lebensart machen, welches aber selten ledige sind. Hingegen sind die Verheiratheten so arg, daß sie ohne Scheu von beiden Seiten die Ehe brechen, wo sie können. Die Augensprache sollen sie auch meisterlich verstehen.

Wie eigennützig und ungerecht sie mit Witwen und Waisen verfahren, die keinen Beistand haben, kann man aus ihrer wunderlichen Erbschaftsverfassung sehen. Wenn ein Mann stirbt, so soll der älteste Sohn das Zelt und Frauenboot, das heißt Haus und Hof, erben, und dagegen die Mutter

mit

mit den übrigen Kindern, welche das andre Hausgeräthe und Kleiderwerk unter sich theilen, ernähren. Ist kein erwachsener Sohn vorhanden, so soll der nächste Verwandte an seine Stelle treten. Hat er aber selbst Zelt und Boot, so soll er seinen Platz einem Fremden überlassen, weil niemand zwei Zelte und Böte zu gleicher Zeit im Stande erhalten kann. Wenn die Söhne alsdann heranwachsen, so bekommen sie davon nichts, sondern, wer es hat, behält es. Hat aber der Pflegevater keine oder unmündige Kinder, so tritt der Pflegesohn, wenn jener stirbt, wieder an seine Stelle. So weit geht es ordentlich. Weil aber, so bald die Söhne erwachsen sind, und selbst etwas fangen können, ihre Mutter mit ihnen wirthschaften kann, wie sie will, und, wenn sie ihren alten Wolthäter mit seinen hülflosen Kindern sitzen läßt, deshalb nicht angefochten werden kann; so kann man sich leicht vorstellen, daß die Sorge für verwaisete Leute, zumal wenn sie nichts besitzen, bei so ungewisser Erwartung einiges Nutzens, oft sehr schlecht seyn müsse. Daher werden denn auch viele Knaben in der Jugend versäumt, weil ihre

Ausrüstung mit Kajak und den nöthigen Geräthschaften kostbar ist; und vom weiblichen Geschlechte giebt es noch mehrere Hülflose, die vor Hunger und Blöße verderben.

Das Grausamste aber ist dieses: Wenn eine Witwe, die keine nahen Verwandten hat, mit ihren Kindern ganz außer sich auf der Erde liegt, und ihren Mann beweint, so wird indessen von den Gästen, die ihr Beileid zu bezeigen gekommen sind, alle Geräthschaft des Mannes heimlich entwendet. Die entblößte Witwe kann bei niemanden klagen und Hülfe begehren, sondern muß sich bei dem, welcher das meiste geraubt hat, einzuschmeicheln suchen. Dieser erhält sie dann eine Zeitlang, und wenn sie ihm nicht mehr gefällt; so muß sie bei einem andern unterzukommen suchen. Endlich aber läßt man sie mit ihren Kindern gar sitzen. Wenn sie sich alsdann auch einige Zeit mit Fischen, Muscheln und Seegras erhalten können, so müssen sie doch zuletzt, aus Mangel an Kleidern oder an Speck, verhungern und erfrieren. Dieses ist wol die Hauptursache, warum die Grönländer sich von Jahr zu Jahr vermindern, zumal da, wo sie schon

gewohnt

gewohnt sind, mehr zu brauchen, als sie erwerben können.

In peinlichen Fällen geht es noch unordentlicher und grausamer zu. Keine Verbrecher werden mit dem Tode bestraft, die Mörder und Hexen ausgenommen, welche andre Leute zu Tode gehext haben sollen. Damit geht es aber so unbesonnen und rachgierig zu, daß endlich niemand mehr seines Lebens sicher ist. Weil die Grönländer sich von Jugend auf mit dem Erwürgen der Thiere beschäfftigen; so bekommen einige durch diese tägliche Gewohnheit wol gar die Lust, auch Menschen, ohne alle Ursache, zu ermorden. Doch mögen solcher Bösewichter, welche nur aus Lust, oder um sich berühmt und fürchterlich zu machen, morden, wenige seyn. Mehrere thun es aus Neid über die vorzügliche Geschicklichkeit oder gute Geräthschaften des andern, wenn sie gleich nichts davon rauben. Die meisten aber morden aus Rache.

Ein solcher Meuchelmörder verrichtet die That hinterlistiger Weise auf der See, indem er den andern in seinem Kajak umstürzt und ersaufen läßt, oder von hinten zu mit der

Harpune

Harpune wirft, und den Körper in die See treiben läßt. Erfahren es die Freunde des Entleibten, so verbergen sie ihren Zorn, ja sie reden nicht einmal davon, aus Furcht, der Mörder oder seine Gehülfen möchten auch sie, zu ihrer Sicherheit, aus dem Wege räumen. Sollten aber auch dreißig Jahre hingehen, wovon man Beispiele hat, so vergessen sie doch nicht, die That zu rächen, wenn sie den Mörder allein finden. Ja die Rachbegierde wird auf Kinder und Kindeskinder fortgepflanzet. Gemeiniglich greifen sie den Mörder auf dem Lande an, sagen ihm mit wenigen Worten die Ursache, steinigen und erstechen ihn dann, und werfen seinen Körper in die See. Wenn sie aber recht böse sind, so zerhauen sie ihn, und verschlucken ein kleines Stück von dem Herzen oder der Leber; denn dadurch, glauben sie, werden seine Anverwandten das Herz verlieren, sie anzugreifen. Ist dieser so gestrafte Mörder wegen seiner Mordthaten sehr bekannt und verhaßt, und hat keine Verwandten; so bleibt es dabei. Sonst aber wird seine Bestrafung gemeiniglich wieder mit dem Tode des Thäters, seiner Kinder, Enkel oder

Ver-

Verwandten gerächt; und wenn man die nicht haben kann, so rächt man sich an seinen Bekanntten, die mit ihm auf einem Lande wohnen. Und so kann es immer fortgehen, und oft unschuldige Leute treffen.

Ihr Hexenproceß ist auch sehr kurz. Wenn eine alte Frau oder eine Mannsperson ins Geschrei kommt, daß sie hexen kann, woran sie aber selbst Schuld ist, weil sie sich mit allerlei Gaukeleien oder Quaksalberkuren abgiebt; so darf einem Manne nur seine Frau oder ein Kind sterben, oder seine Pfeile dürfen nur nicht treffen, oder die Flinte versagen, so wird von einem Wahrsager die Schuld auf eine solche arme Person geschoben. Hat diese alsdann keine Anverwandten, die sich ihrer mit Nachdruck annehmen können; so wird sie von allen Leuten auf dem Lande gesteinigt, ins Wasser gestürzt, oder in kleine Stücken zerschnitten. Ja man hat Beispiele, daß ein Mann seine eigene Mutter oder Schwester in einem solchen Falle, im Angesicht aller Leute im Hause, erstochen, und niemand ihm darüber einen Vorwurf gemacht hat. Sind aber nahe Anverwandte einer auf diese Art ermordeten Person vorhanden;

handen; so giebt es eine langwierige Mordgeschichte. Oft stürzen sich auch solche arme Leute, wenn sie sich nicht mehr retten können, in die See, damit sie nur nicht zerstümmelt, und den Raben zum Raube werden.

Sechster Abschnitt.

Von der Religion der Grönländer.

Es ist schwer von der Religion der Grönländer etwas gewisses zu sagen, weil sie sehr unwissend, leichtgläubig, ohne vieles Nachdenken, und doch in ihren Meinungen sehr verschieden sind, da ein jeder die Freiheit hat, zu glauben, was er will.

Die Grönländer haben weder Religion, noch Götzendienst, und man findet auch weiter keine Feierlichkeiten bei ihnen, die sich auf etwas gottesdienstliches bezögen. Sie haben verschiedene Meinungen von der Seele und den Geistern, und sind wegen des Zustandes nach dem Tode sehr bekümmert. Es giebt zwar einige Grönländer, welche nicht glau-

glauben, daß sie eine Seele haben, die von dem lebendigen Wesen eines andern Thiers unterschieden sei, und mit dem Tode nicht aufhöre. Diese sind aber entweder sehr dumm, und werden sogar von andern ausgelacht, oder es sind kluge und boshafte Köpfe, welche bei dieser Meinung ihren Nutzen suchen.

Andre geben eine von dem Leibe unterschiedene Seele an, glauben aber, daß sie ab- und zunehme, zertheilt werden, ein Stück verlieren und wieder ausgebessert werden, oder sich gar eine Zeitlang aus dem Leibe verlieren könne. Sie glauben wol gar, daß mancher, der auf eine weite Reise gegangen ist, seine Seele zu Hause gelassen hat, und doch immer gesund geblieben ist. Auf diese Gedanken sind sie vermuthlich durch das Heimweh, und durch Krankheiten gerathen, wodurch die Kräfte der Seele geschwächt, oder gar auf eine Zeitlang unterdrückt werden.

Einige nehmen zwei Seelen an, nemlich den Schatten und den Athem des Menschen, und glauben, daß die Seele in der Nacht den Leib verlasse, und auf die Jagd, zum

Tanze,

Tanze, Besuche u. s. w. fahre. Die Träume, welche bei ihnen sehr häufig und außerordentlich lebhaft sind, haben sie auf diese Meinung gebracht. Bei solchen Leuten finden die Wahrsager ihre beste Nahrung; denn diese geben vor, daß sie eine beschädigte Seele ausbessern, eine verlorne zurückbringen, und eine kranke mit einer gesunden und frischen von einem Hasen, Rennthiere, Vogel oder jungen Kinde verwechseln könnten.

Diesen Begriff mögen auch diejenigen Grönländer haben, welche eine Wanderung der Seele vorgeben; eine Meinung, welche man erst kürzlich unter ihnen wahrgenommen hat. Besonders behaupten sie die hülflosen Witwen. Denn dadurch, daß sie einem andern weiß machen, daß die Seele seines verstorbenen Kindes in eines von den Ihrigen, oder umgekehrt, gefahren sei, erregen sie seine Mildthätigkeit; denn alsdann sucht ein solcher Mann der vermeinten Seele seines Kindes Gutes zu thun, oder glaubt gar, daß er mit der Witwe nahe verwandt sei.

Die verständigsten Grönländer aber behaupten, daß die Seele ein vom Leibe und aller Materie ganz verschiedenes geistiges

Wesen

Wesen sei, das keiner materiellen Nahrung bedarf, und, weil der Leib in der Erde verfault, nach dem Tode noch leben, und eine andre als leibliche Nahrung, die sie aber nicht wissen, genießen muß. Die Wahrsager, welche oft ins Reich der Seelen zu reisen vorgeben, sagen, sie sei weich und bleich, und wenn man sie angreifen wolle, fühle man nichts, weil sie weder Fleisch und Bein noch Sehnen habe.

Den Zustand nach dem Tode stellen sie sich insgemein besser vor, als dieses Leben, und glauben, daß er nie aufhört. Wo aber, und wie dieser Ort beschaffen ist, darin sind sie wieder sehr verschiedener Meinung. Weil die Grönländer ihre meiste und beste Nahrung aus der Tiefe des Meers bekommen; so suchen sie den glückseligen Ort unter dem Meere oder der Erde, und glauben, daß die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge dazu sind. Daselbst wohnt Torngarsuk und seine Mutter; da ist ein beständiger Sommer, schöner Sonnenschein, und keine Nacht; da ist gutes Wasser, und ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne große Mühe fangen kann,

 oder

oder gar in einem großen Kessel lebendig kochend findet. Dahin kommen aber nur die Leute, welche gut haben arbeiten können, (denn andere Begriffe von Tugend haben sie nicht) große Thaten gethan, viele Wallfische und Seehunde gefangen, sehr viel ausgestanden, im Meer ertrunken, oder über der Geburt gestorben sind. Die abgeschiedene Seele kommt aber nicht tanzend an diesen Ort, sondern sie muß fünf Tage lang, andre sagen, noch länger, an einem rauhen Felsen, der davon schon ganz blutig ist, herunter rutschen. Sonderlich werden die armen Seelen bedauert, welche diese Reise im kalten Winter, oder bei stürmischem Wetter, thun müssen, weil da leicht eine zu Schaden kommen kann. Das nennen sie den andern Tod, und glauben, daß dann nichts zurück bleibt. Und das ist ihnen das Allerbetrübteste. Daher müssen die Hinterlassenen fünf oder etliche Tage lang sich gewisser Speisen, auch aller Arbeit, welche Geräusche macht, den nöthigen Fischfang ausgenommen, enthalten, damit die Seele auf ihrer gefährlichen Reise nicht beunruhigt werde, oder gar verunglücke.

Wer

Wer mehr von der Schönheit der himmlischen Körper eingenommen ist, der sucht den glückseligen Ort im obersten Himmel, über dem Regenbogen, und die Fahrt dahin ist so leicht und hurtig, daß die Seele noch denselbigen Tag Abends bei dem Monde, der ein Grönländer gewesen ist, in seinem Hause ausruhen, und mit den übrigen Seelen Ball spielen und tanzen kann; denn dafür halten sie den Nordschein. Daselbst stehen die Seelen in Zelten um einen großen See herum, in welchem die Menge Fische und Vögel sind. Wenn dieser See überläuft, so regnet es auf der Erde. Sollten aber einmal die Dämme durchbrechen, so gäbe es eine allgemeine Wasserfluth.

Die erste Parthei aber behauptet, daß nur die untauglichen faulen Leute in den Himmel kommen, und da einen großen Mangel an allem haben. Daher wären denn auch diese Seelen sehr mager und kraftlos, zumal da sie wegen des schnellen Umdrehens des Himmels gar keine Ruhe hätten. Sonderlich sollen die bösen Leute und Hexen dahin kommen, und von Raben so geplagt werden, daß sie dieselben nicht aus ihren Haaren abhalten

halten können. Diese aber glauben, sie kämen in eine große Gesellschaft von ihres gleichen, wo sie nichts als Seehundsköpfe äßen, die nie verzehrt würden.

Die verständigsten Grönländer aber lachen über das alles, oder sagen, wenn ja so ein überflüßiges Paradies seyn sollte, wo die Seelen der Grönländer sich von der Jagd ernährten: so müßte es im Himmel seyn, und nur eine Zeitlang währen. Hernach aber kämen die Seelen in die stillen Wohnunnungen. Was aber da ihre Nahrung und Geschäffte sey, das könnten sie nicht wissen. Die Hölle hingegen setzen diese in die unterirdische Gegend, und sagen, daß sie ohne Licht und Wärme, und mit stetswährendem Schrecken und Angst angefüllt sey. Dergleichen Leute führen ein ordentliches Leben, und enthalten sich alles dessen, was nach ihrer Meinung böse ist.

Man findet auch unter den Grönländern allerhand Erzählungen von der Erschaffung und dem Ende der Welt, die aber einander sehr widersprechen.

Außer der Seele des Menschen reden die Grönländer noch von andern großen und

kleinen

kleinen Geistern. Der großen sind nur zwei, ein guter und ein böser Geist. Den guten nennen sie Torngarsuk. Dieser ist das Orakel der Wahrsager, zu dem sie, nach ihrem Vorgeben, manche Reise an den unterirdischen glückseligen Ort anstellen, um sich mit ihm über Krankheiten und deren Heilung, über gut Wetter, guten Fang und dergleichen zu besprechen. Wegen seiner Gestalt sind sie nicht einig. Der andre große, aber misgünstige Geist ist eine Frauensperson, ohne Namen. Ob sie des vorigen Frau oder Mutter ist, darüber sind sie verschiedener Meinung. Ihre Wohnung, die unter dem Meere ist, beschreiben sie sehr furchtbar; aber ihre Wahrsager unternehmen doch Reisen dahin.

Von diesem Gespenste halten die Grönländer nicht viel, weil es gierig und neidisch ist, und ihnen theure Zeit, Mühe und Unkosten verursacht. Doch halten sie es nicht für so böse, daß es die Menschen plagen, und einmal ewig unglücklich machen sollte. Es verlangt aber doch niemand zu ihm. Von dem erstern Geiste aber halten sie sehr viel, und ob sie ihn gleich nicht für den Urheber

aller Dinge halten; so wünschen sie doch nach dem Tode zu ihm zu kommen, und seines Ueberflusses mit zu genießen. Viele von ihnen, wenn sie von Gott und seiner Allmacht reden hören, fallen daher leicht darauf, daß ihr Torngarsuk damit gemeint sey. Sie erweisen ihm aber keine Ehre und Dienst, halten ihn auch für allzu gütig, als daß er forderte, versöhnt oder bestochen zu werden. Indessen haben sie die Gewohnheit, daß sie neben einem großen Steine ein Stück Speck, allerlei Fellwerk, und besonders ein Stück Fleisch von dem ersten geschossenen Rennthiere hinlegen; wobei sie aber keinen andern Grund anzuführen wissen, als daß es ihre Vorfahren auch so gethan hätten, damit sie in ihrem Fange glücklich seyn möchten.

Diese großen Geister kann niemand als ein Wahrsager zu sehen bekommen; von den kleinern aber, deren es in allen Elementen giebt, wissen mehr Leute zu reden.

Von Gespenstern wissen die Grönländer auch genug zu erzählen, und glauben, daß alle Misgeburten in dergleichen Schreckbilder verwandelt werden, welche die Seehunde und die Vögel verscheuchen. Aber nur die

die Wahrsager können ein solches Gespenst sehen, und es in der Luft fangen. Sie müssen aber bei einer solchen Jagd ihre Augen zubinden, und wenn sie es gefangen haben, so zerreißen sie es, oder essen es gar auf.

Wenn ein Grönländer ein solcher Wahrsager oder Zauberer, Angekok, werden will, so muß er von den oben genannten kleinen Geistern der Elemente einen zu seinem Torngak oder familiären Geiste bekommen. Wie das zugeht, davon erzählen sie allerhand wunderliche Dinge, um sich das Ansehen eines wirklichen Umgangs mit Geistern zu verschaffen. Ein solcher Grönländer muß eine Zeitlang in einer Einöde, von allen Menschen abgesondert, in tiefsinnigen Betrachtungen zubringen, und Torngarsuk um Zusendung eines Torngak anrufen. Durch diese Entziehung vom Umgange mit Menschen, durch das Fasten und Abmatten des Leibes, und durch das beständige Anstrengen der Gedanken kommt endlich die Einbildungskraft des Grönländers in Unordnung, so daß sich ihm allerlei Bilder von Menschen, Thieren und Abentheuern vorspiegeln, die er für wirkliche Geister hält, weil er an nichts, als an

an Geister, denkt, und sein Körper zugleich in große Unordnung und Verzuckungen geräth, die er sorgfältig zu unterhalten, und zu vermehren sucht. Einige werden schon von Jugend auf dazu bestimmt, durch eine besondere Kleidertracht unterschieden, und von einem berühmten Meister unterrichtet; und diesen kostet es alsdann weniger Mühe. Manche aber geben vor, der Lehrling müsse sich an einen großen Stein setzen, den Torngarsuk rufen, und ihm sagen, was sein Begehr sey. Wenn dieser käme, erschrecke der Lehrling, stürbe und bliebe drei Tage todt liegen. Alsdann würde er wieder lebendig, und bekäme seinen Torngak, der ihm auf Erfordern alle Weisheit und Geschicklichkeit beibrächte, und ihn in wenig Zeit in den Himmel und in die Hölle begleitete.

Diese Fahrt kann aber nur im Herbste geschehen, und im Winter, wo die Nächte am längsten sind, ist der Weg am kürzesten. Denn die Reise muß immer in der Nacht vor sich gehen. Der Wahrsager trommelt zuerst eine Zeitlang, und macht allerlei wunderliche Verdrehungen, wodurch er sich abmattet, und seine Phantasie in Bewegung setzt. Alsdann

dann läßt er sich neben dem Eingange des Hauses durch einen seiner Lehrlinge mit einem Riemen den Kopf zwischen die Beine, und die Hände auf den Rücken binden, alle Lampen im Hause auslöschen, und die Fenster behängen. Denn niemand muß ihm mit seinem Geiste umgehen sehen, niemand darf sich rühren, oder nur in den Kopf kratzen, damit der Geist nicht gehindert werde. Nachdem er darauf einen Gesang angestimmt hat, den alle mitsingen; so fängt er mit großen Bewegungen und Rasseln an zu seufzen, zu schnauben und zu schäumen, fordert seinen Geist zu sich, und hat viele Mühe, ehe er kommt. Wenn er gar nicht kommen will, so fährt seine Seele aus, um ihn zu holen. Indessen liegt er eine kleine Weile still, und kommt dann mit einem großen Freudengeschrei wieder. Kommt der Torngak von selbst, so bleibt er draußen im Eingange. Mit demselben bespricht sich der Wahrsager alsdann über das, was die Grönländer zu wissen verlangen. Man hört deutlich zwei verschiedene Stimmen, eine von außen, und eine inwendig. Die Antwort ist allezeit sehr dunkel und verwirrt, die Zuhörer erklären

einander die Meinung, und wenn sie nicht darüber einig sind, so bitten sie den Torngak, daß er dem Wahrsager deutliche Antwort gebe. Manchmal kommt auch ein anderer, als der gewöhnliche Torngak, und dann verstehen ihn weder der Wahrsager noch die Zuhörer deutlich. Da muß dann die Antwort erklärt werden, und der Wahrsager hat immer hinlängliche Ursache, sich zu entschuldigen, wenn seine Wahrsagung nicht zutrifft.

Hat der Wahrsager einen weiteren Auftrag, so fährt er mit seinem Torngak an einem langen Riemen hinauf in das Reich der Seelen, wo er eine kurze Zusammenkunft mit den berühmten Weisen hat, eines Kranken Schicksal erfährt, und ihm wol gar eine neue Seele mitbringt. Er fährt auch hinunter zu der Göttin der Hölle, und macht die Thiere los, wenn die Grönländer auf ihren Jagden nicht glücklich sind. Er kommt aber bald wieder, fängt auf grönländisch an zu schreien und zu trommeln, weil er sich indessen entweder selbst, oder durch seine Schüler von den Banden loszumachen gewußt hat, und erzählt, wiewol sehr abgemattet,

mattet, was er alles gesehen und gehört hat. Hernach stimmt er ein Lied an, wobei er herum geht, und einem jeden durchs Anrühren seinen Segen giebt. Alsdann wird ein Licht angezündet, und da sieht man, daß der Wahrsager sehr blaß, abgemattet, und verstört aussieht, und nicht ordentlich reden kann.

Nicht allen Grönländern will diese Kunst gelingen. Wer aber zehnmal vergeblich um seinen Torngak getrommelt hat, der muß sein Amt niederlegen. Hat einer mit gutem Erfolge seine Kunst eine Zeitlang getrieben, so kann er ein großer Wahrsager werden. Er legt sich nemlich in einem finstern Hause, aber ungebunden, nieder, und giebt sein Begehren zu erkennen. Wird er dann vom Torngarsuk dazu würdig geachtet, welches selten geschieht, so kommt ein weißer Bär, und schleppt ihn an einer Zähe in die See. Hier wird er von ihm und von einem Wallrosse aufgefressen, nach einer Weile aber an seiner vorigen finstern Stelle wieder ausgeworfen, da dann sein Geist aus der Erde wieder herauf kommt, und die Knochen belebt.

lebt. Damit ist der große Wahrsager fertig.

Dieses kommt nun aber so grob heraus, daß man die Betrügerei mit Händen greifen könnte. Man hat sie auch den Grönländern bei vielen Gelegenheiten deutlich gezeigt. Die Wahrsager muß man überhaupt in drei Klassen eintheilen. Einige unter ihnen, wiewol wenige, sind geschickte Leute, andre sind wirkliche Phantasten, und die meisten sind bloße Betrüger.

Die Verständigen, welche man weise Männer nennen könnte, welche Bedeutung auch die grönländische Benennung Angekok hat, haben theils durch den Unterricht ihrer Vorfahren, theils durch eigenes Nachdenken und lange Erfahrung eine gewisse Naturkenntniß erlangt, woraus sie auf die Veränderung des Wetters und auf einen guten oder schlechten Fang einen ziemlich zuverläßigen Schluß machen, und den Leuten rathen können, wie sie es in dieser oder jener Sache anzustellen haben. Eben so verhalten sie sich bei einem Kranken, den sie mit allerhand Gauckeleien aufzumuntern, und, so lange sie selber Hoffnung zur Genesung haben, durch

eine Diät, die in manchen Stücken gar nicht lächerlich ist, zu heilen suchen. Und weil sie sich auch durch ihren Verstand und durch ihre Aufführung in ein solches Ansehen gesetzt haben, daß sich andere nach ihnen richten, so kann man sie nicht nur die Wahrsager, sondern auch die Aerzte, Physiker und Weltweisen der Grönländer nennen.

Wenn Europäer mit solchen Leuten verständig sprechen, so läugnen sie zwar die Erscheinungen und Gespräche der Geister, nebst allen Abentheuern, die damit zusammenhängen; aber sie berufen sich auf Ueberlieferung ihrer Vorfahren, welche Offenbarungen gehabt, und außerordentliche Curen gethan haben sollen, welche auf eine gewisse Sympathie hinaus laufen. Sie gestehen auch, daß sie um der Einfältigen willen gewisse Erscheinungen vorgeben, um sich bei ihnen in Ansehen zu setzen, und ihren Vorschriften ein Gewicht zu geben.

Manche von ihnen glauben in der That etwas zu sehen und zu hören, woran ihre starke Einbildungskraft Schuld ist. Aber die meisten sind bloße Betrüger, die allerhand Gaukeleien vornehmen, und vorgeben,

daß

daß sie Krankheiten erregen und vertreiben, Pfeile behexen, Segen sprechen, Gespenster verjagen und dergleichen können, um sich einen furchtbaren Namen und gute Bezalung zu erwerben. Auf dieses Handwerk legen sich auch viele alte Frauen, die sich sonst nicht ernähren können.

Die Grönländer sind nun zwar durch die Missionarien häufig von dergleichen Betrügereien überführt worden. Weil sie aber doch bemerken, daß die Wahrsagungen der Angekoks von der ersten Klasse oft zutreffen, daß mancher, mit dem gegaukelt worden, gesund wird; und weil die Angekoks, wenn sie zur Todesstrafe gezogen werden, doch niemals zugestehen, daß sie Betrüger oder Betrogene sind: so stehen diese Leute noch immer bei dem größten Theile der Grönländer in Ansehen. Die Vorschriften dieser Leute betreffen die Diät, oder gewisse Dinge, die angehängt werden müssen. Dieses sind schlechte Dinge, z. B. ein alt Stückgen Holz, Stein oder Knochen, welche man um die Stirne, Brust oder Arme binden muß. Es soll alsdann vor Gespenstern, Krankheiten und dem Tode bewahren, gut Glück geben,

und

und hindern, daß die Kinder beim Donnerwetter, oder bei andern Schrecken, ihre Seele nicht verlieren. Dergleichen Gaukeleien und Vorschriften haben sie die Menge.

Siebenter Abschnitt.

Von den Wissenschaften, den Krankheiten und Begräbnissen der Grönländer.

Die grönländische Sprache hat, außer sehr wenigen mit dem Norwegischen verwandten Wörtern, welche vielleicht Ueberbleibsel von den vertilgten Normännern sind, keine Aehnlichkeit weder in der Abstammung, noch Biegung, noch Bedeutung, mit einigen nordischen, tartarischen und indianischen Sprachen. Nur allein die Sprache der Eskimos in Terra Labrador, ist hievon ausgenommen, mit welchen überhaupt die Grönländer auch in andern Stücken eine so große Aehnlichkeit haben, daß sie ein Volk zu seyn scheinen.

Die

Die Aussprache, worin ein merklicher Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Einwohnern ist, fällt zwar einem Europäer etwas schwer und unangenehm. Die Menge der vielsylbigen, und besonders der vielfach zusammengesetzten Wörter, (denn einsylbige haben sie gar wenige) macht auch eine so große Schwierigkeit, daß einer, der nur fertig lesen kann, schon halb gelehrt ist. Bei dem allen aber ist diese Sprache nicht so roh und unbearbeitet, als man sie sich bei einem so rohen Volke vorstellen sollte. Man könnte vielmehr auf die Gedanken kommen, daß sie einmal geschickte Leute gehabt haben müßten, welche die Sprache in eine so künstliche und zierliche Ordnung gebracht hätten. Denn sie ist in den Sachen, worüber die Grönländer zu denken, und also auch zu sprechen haben, so wortreich, daß sie zu einer jeden Sache und Handlung, so bald sie im geringsten unterschieden werden soll, ein besonderes Wort haben. So benennen sie eine jede Gattung von vielerlei Art Thieren, nach ihrem Alter, Geschlecht und Gestalt mit einem eigenen Namen, und drücken z. B. das Wort fischen bei einer jeden Gattung der

Fische

Fische mit einem eigenen Verbo aus. Sie können also mit wenig Worten viel sagen, ohne undeutlich zu werden. Hingegen haben sie zu Sachen, die sie bisher nicht haben denken können, z. B. zu der Moral und Religion, zu Künsten und Wissenschaften, und zu abstrakten Begriffen, gar keine Worte. Ferner werden die Wörter auf so vielerlei Weise, und doch nach festgesetzten Regeln, mit wenig Ausnahmen verändert, gebogen, und weit mehr, als im Hebräischen, mit Affixis und Suffixis versehen, daß ihre Sprache nicht nur zierlich und nett, sondern auch sehr deutlich wird. Auch setzen sie viele Wörter zusammen, so daß sie sich sehr kurz und doch sehr deutlich und bezeichnend ausdrücken können. Aber eben dieses macht einem Ausländer so viele Schwierigkeiten, daß er etliche Jahre gebraucht, ehe er die Grönländer gründlich versteht, und mit ihnen ungezwungen sprechen lernt. Aber nie kann er es doch dahin bringen, sich so leicht, zierlich und so bezeichnend, als die Eingebornen, auszudrücken.

Was die Wissenschaften betrifft, so kann man sich leicht vorstellen, daß die Grönländer

 der

der einen gänzlichen Mangel daran haben. Man findet nicht einmal eine in Gesänge verfaßte Ueberlieferung von den merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Vorfahren, dergleichen man sonst bei barbarischen Völkern, die nichts aufschreiben können, gefunden hat. Sie wissen weiter nichts von ihnen, als daß sie brave Jäger gewesen, und die alten Normänner todtgeschlagen haben. Hingegen sind sie in satyrischen Gesängen desto geübter. Wie diese ihre Poesie und Musik beschaffen ist, das ist schon oben erzält worden.

In der Genealogie sind sie ziemlich bewandert, und oft können sie ihr Geschlecht bis auf zehn Ahnen, nebst allen Nebenästen herzälen, welches manchem armen Grönländer sehr zu Statten kommt. Denn niemand schämt sich hier seiner armen Anverwandten, und es darf einer nur darthun, daß er mit einem wolhabenden Grönländer, wenn gleich sehr weitläuftig, verwandt ist; so wird es ihm nicht an Nahrung fehlen. Tauglichkeit und Geschicklichkeit zur Arbeit halten die Grönländer für die einzige, wenigstens für die vornehmste Tugend, und gleichsam für ihren Adel, wovon sie glauben, daß er vom

Vater

Vater auf den Sohn forterbe, welches auch gemeiniglich geschieht.

Sie können nicht weit, und nicht über fünf zälen. Sie rechnen nach den fünf Fingern, und nehmen hernach die Zähen an den Füßen mit zu Hülfe. Da bringen sie dann mit Noth zwanzig heraus. Statt zwanzig sagen sie auch wol: Ein Mensch, und zälen hernach so viele Finger zu, als über die Zal ist. Statt hundert sagen sie: fünf Menschen. Die meisten aber sagen, wenns über zwanzig geht, es sei unzälig. Vom Schreiben haben sie gar keinen Begriff gehabt, ehe die Europäer zu ihnen gekommen sind. Nachher haben sie wol den Kaufleuten Bittschriften und Handschriften überschickt, indem sie das, was sie geborgt haben wollten, mit einer Kohle auf ein Stück Fell abgezeichnet, und die Zal der Tage, nach welchen sie es zu bezalen versprochen, mit eben so viel Strichen bezeichnet hatten. Sie haben ihr Wort auch immer richtig gehalten, und sich nur gewundert, daß die klugen Europäer ihre Malerei nicht eben so gut, als ihr eigenes Gekritzel, verstehen konnten.

Ihre Zeitrechnung erstreckt sich auch nicht weit. Bis in das zwanzigste Jahr können sie ohngefähr wissen, wie viel Winter jemand gelebt hat; denn sie rechnen Jahre und Tage nach Wintern und Nächten. Hernach aber können sie nicht weiter zälen. Doch haben sie von der Ankunft des ersten Missionärs und einiger nachherigen bekannten Europäer, wie auch von der Anlegung dieser und jener Kolonien gewisse Epochen gemacht, so daß sie nun sagen können: der oder die wurden bei der Abreise dessen geboren, als man Eier sammelte, Seehunde fieng, u. s. w. denn auf diese Weise haben sie das Jahr eingetheilt. Sie rechnen nemlich vom Solstitio hyemali, welches sie aus den Sonnenstralen an den Felsen auf etliche Tage genau wissen können, drei volle Mondenscheine bis auf den Frühling; das Aequinoctium aber können sie nicht anmerken. Alsdann ziehen sie aus den Häusern in die Zelte. Im vierten Mondenscheine, das ist, im April, wissen sie, daß die kleinen Vögel sich wieder sehen lassen, und die Raben Eier legen. Im fünften lassen sich die Seehunde mit ihren Jungen wieder sehen. Im sechsten brüten die

Eider-

Eidervögel. Weil sie aber in den hellen Sommernächten den Mond nicht mehr beobachten können; so würden sie in ihrer Rechnung irre werden, wenn sie sich nicht theils nach dem Zunehmen der Eidervögel und der Seehunde an Größe und Gestalt, theils nach dem Scheine der Sonne an den Bergen und Klippen richteten, so daß sie genau sagen können, wenn die Seehunde, die Vögel und die Fische da und dorthin in Menge kommen, und wenn es Zeit ist, die Häuser auszubessern, welche sie bald nach Michael beziehen.

Den Tag theilen sie nach Ebbe und Fluth ein, wiewol sie darin nach den Veränderungen des Mondes immer anders rechnen müssen. Die Nachtzeit berechnen sie nach dem Auf- und Untergange gewisser Sterne.

Von der Erdkugel glauben sie, daß sie auf Stützen ruhe, welche vor Alter schon so morsch wären, daß sie oft krachten. Sie würde auch schon längst eingefallen seyn, wenn die Angekoks nicht immer daran flickten, welche auch zum Beweise ihrer Arbeit manchmal ein Stückgen faules Holz mitbringen. Der Himmel soll auf einem hohen spi-

tigen Berge in Norden ruhen, und sich an demselben herum drehen.

Alle himmlischen Körper sollen ehemals Grönländer oder Thiere gewesen seyn, die durch besondere Unglücksfälle hinauf gefahren sind, und nach Verschiedenheit ihrer Speise blaß oder roth glänzen. Die Planeten, welche sich begegnen, sind zwei Frauen, die einander besuchen, oder sich zanken. Die schießenden Sterne halten sie für Seelen, die einmal aus dem Himmel in die Hölle zum Besuche reisen. Sie geben auch den Sternen besondre Namen.

Sonne und Mond sollen zwei leibliche Geschwister gewesen seyn. Malina wurde bei einem Kinderspiele schändlicher Weise von ihrem Bruder Anninga verfolgt, bestrich daher ihre Hände mit Lampenruß, und fuhr damit ihrem Verfolger über das Gesicht und die Kleider, um ihn am Tage daran zu entdecken. Daher kommen die Flecken im Monde. Sie wollte sich mit der Flucht retten, ihr Bruder aber lief hinter ihr drein; endlich fuhr sie in die Höhe, und wurde zur Sonne. Ihr Bruder folgte ihr, konnte aber nicht so hoch kommen, und läuft nun als

Mond,

Mond, noch immer um die Sonne herum, in Hoffnung, sie einmal zu haschen. Wenn er müde und hungrig ist, welches beim lezten Viertel geschieht; so fährt er aus seinem Hause, auf einem mit vier großen Hunden bespannten Schlitten, auf den Seehundsfang, und bleibt etliche Tage aus. Davon wird er so fett, wie sie ihn im Vollmonde wieder sehen. Er freuet sich, wenn Frauensleute sterben, und die Sonne hat aus Rache wiederum ihre Freude am Tode der Männer. Daher halten sich diese bei Sonnen-, und jene bei Mondsfinsternissen inne. Der Mond muß auch oft die Schuld haben, wenn eine ledige Frauensperson verunehret wird; daher dürfen sie auch nicht lange stehen und ihn angaffen. Wenn eine Finsterniß ist, so geht er in den Häusern herum, um etwas Fell und Eßwaaren zu entwenden, und wol gar die Leute umzubringen, welche nicht alle Enthaltungsregeln beobachtet haben. Deshalb verstecken sie alles, und die Männer tragen Kisten und Kessel aufs Haus, und schlagen mit solchem Geprassel darauf, daß sich der Mond endlich davor fürchtet, und wieder an seinen Ort geht. Bei einer

 Son-

nenfinsterniß kneifen die Frauen die Hunde in die Ohren. Schreien sie, so ist es ein Zeichen, daß die Natur noch nicht am Ende ist. Denn weil die Hunde eher, als die Menschen, entstanden sind, so sollen sie auch ein schnelleres Gefühl von zukünftigen Dingen haben. Wenn sie aber nicht schreien, welches doch nie ausbleibt, so wäre das Ende aller Dinge nahe.

Mit solchen Träumereien unterhalten sich jedoch selbst in Grönland nur schwache Köpfe. Vielleicht haben gar die Grönländer, welche ihre List sehr gut mit dem Mantel der Dummheit zu bedecken wissen, die Europäer für ihre Erzälungen mit solchen lächerlichen Geschichten bezalt, um zu sehen, wie weit ihr Verstand und ihre Leichtgläubigkeit gienge, oder um sie belustigen.

Die Grönländer haben ihr armseliges und beschwerliches Leben doch sehr lieb, und fürchten sich sehr vor dem Tode. Wenn sie daher krank werden, so greifen sie nicht nur zu den Gaukeleien der Wahrsager, die sie nur, um nichts zu versäumen, gebrauchen; sondern sie gebrauchen auch vernünftigere Mittel, wiewol sie deren nicht viele haben, und aus

Furcht vor der Ansteckung sich der Kranken wenig annehmen.

Im Frühjahre, im Mai und Junius, werden ihnen von den scharfen Winden und dem Blenden der Sonne auf dem schmelzenden Schnee und Eise, die Augen oft roth und triefend: so daß sie dieselben manchmal nicht aufthun können. Einige verwahren sich dagegen mit einem sauber aus Holz ausgearbeiteten, und mit Knochen ausgelegten breiten Reife, der drei Finger breit ist, und wie ein Lichtschirm über die Stirn gebunden wird. Manche haben auch schmale, aber lange Löcher darein geschnitten, wodurch sie sehen können, ohne von dem Schneeglanze verletzt zu werden. Wenn die Augenkrankheit anhält, so schneiden sie an der Stirne über dem Auge ein Loch, damit die Schärfe dadurch einen Ausgang finde. Oft bekommen sie einen Flecken oder gar ein Häutchen über das Auge. Dieses weiß die Frau mit einer gekrümmten Nadel aufzuziehen, und mit ihrem groben Messer so geschickt abzuschneiden, daß es selten mislingt. Seitdem sie aber den Schnupftabak stark gebrauchen, haben sie weniger Augenschmerzen.

Sie haben oft Nasenbluten, weil sie sehr vollblütig sind. Da lassen sie sich jemand hinten im Nacken saugen, oder binden den Goldfinger an beiden Händen fest einwärts, oder nehmen ein Stück Eis in den Mund, und schlürfen Seewasser in die Nase, wodurch es aufhört.

Kopf- und Zahnschmerzen, Schwindel und Ohnmachten sind sie auch unterworfen, wie auch den Schlag- und Steckflüssen. Man hat auch Beispiele von der fallenden, Mond- und Wassersucht, der Narrheit und Raserei, welche aber, so wie der Krebs am Munde, nicht sehr gemein sind. Und dafür haben sie keine Mittel.

Gegen den Scharbok essen sie einige wenige Kräuter und Wurzeln, wie auch eine Art dünnes Seegras, das nicht erst ausgewässert worden ist. Des herrlichen Löffelkrauts aber bedienen sie sich gar nicht.

Sie sind mit zweierlei Ausschlag geplagt. Der eine ist eine Art von Friesel mit kleinen Beulen, die den ganzen Leib, nur nicht die Hände, einnehmen, bald vergehen, und nicht anstecken. Der andere ist der Aussatz mit weißen Eiterwunden und einem Schorfe

über

über den ganzen Leib. Dieser ist ansteckend, und bleibt gemeiniglich bis an den Tod. Doch soll es etwas helfen, wenn man den Schorf mit Habichtsfedern abkratzet. Leute, welche damit behaftet sind, müssen abgesondert wohnen.

Von Blattern und Masern wissen sie nichts, außer daß im Jahr 1733 ein Knabe die erstern aus Kopenhagen mit nach Grönland gebracht hat, worauf in demselben Jahre bei dreitausend Menschen daran gestorben sind.

Wenn sie Beulen bekommen, welche manchmal so groß wie ein Teller werden, und einige gar contract machen: so schneiden sie dieselben kreuzweise auf, und binden einen holen Deckel von Stroh oder dünnem Holze darüber, damit das rohe Fleisch nicht durch die Kleider gereizt werde. Und so gehen sie wieder an ihre Arbeit.

Eine frisch verwundete Hand oder Fuß stecken sie in das Uringefäß, um das Blut zu stillen. Alsdann legen sie die Fasern von

aus-

ausgedrücktem Specke, oder etwas in Thran gebrannt es Moos darauf, und binden die Wunde mit einem ledernen Riemen fest zu. Große Wunden aber werden erst zugenähet.

Bei einem Bein- oder Armbruche ziehen sie das Glied, bis es eingerichtet ist, und binden es mit starkem Solenleder fest zusammen. Man muß sich auch wundern, wie geschwind das beschädigte Glied, wenn gleich die Splitter heraus gestanden haben, geheilt ist.

Für äußerliche Schäden haben sie also leichte Mittel, die auch sehr geschwind heilen. Aber für innerliche Krankheiten wissen sie weder Mittel noch Wartung, und müssen daher alles der Natur überlassen. Dergleichen Krankheiten sind die Auszehrung, das Blutspeien, welches sie mit schwarzem Moose, das an den Klippen wächst, und das sie essen, zu stillen suchen, Diarrhöe, und rothe Ruhr. Die letztere entsteht besonders im Frühjahr von vielem Fischessen, und im Herbste von den unreifen Beeren. Viele schleppen sich auch etliche

Jahre

Jahre mit einer Schwachheit der Brust, die von vielem Schleime herrührt, welcher sie endlich erstickt.

Von kalten und hitzigen Fiebern wissen sie nichts. Wenn sie aber das Seitenstechen oder vielmehr Bruststechen bekommen, welches oft von versessenem Schleime verursacht wird, so verspüren sie anfangs ein Schaudern, und kriegen alsdann etwas Hitze, die beständig mit heftiger Bewegung und Stechen in der Brust anhält. Dieses ist ihre gemeinste Krankheit, welche auch ihrem Leben bald ein Ende macht, und oft ansteckend ist. Ihr einziges Mittel ist, daß sie sich mit einem heißen Asbeststeine auf den Flecken, wo sie das Stechen spüren, stoßen, welches sie auch beim Geschwulste thun. Jetzt lassen sie sich auch wol in dergleichen Fällen, und auch zur Vorsorge, eine Ader öffnen, welches ihnen ehedem ganz unbekannt gewesen ist, und ihnen nun oft große Dienste leistet.

Die Ursache dieser und andrer Krankheiten ist wol in ihrer unordentlichen Lebensart zu suchen. Im Winter kommt ein Mann so durchfroren, daß er an Händen und Gesicht

sicht keine Empfindung hat, in das warme Haus. Wenn sie in der Hitze schwitzen, so laufen sie halb nackend hinaus. Haben sie nichts, so hungern sie zwei bis drei Tage, und wenn sie dann etwas bekommen, so hat das Essen kein Ende. Wenn sie warm und durstig sind, so lassen sie sich nicht an dem ohnehin kalten Wasser begnügen, sondern legen ein Stück Eis oder Schnee hinein. Sie trinken auch nicht blos des Durstes halber, und stürzen daher desto mehr in den Leib.

Wenn ein Grönländer mit dem Tode ringt, so zieht man ihm seine besten Kleider und Stiefeln an, und biegt seine Füße unter die Lenden, vermuthlich um das Grab desto kürzer machen zu können. So bald er todt ist, werden seine Sachen hinaus geworfen, damit andre dadurch nicht verunreinigt und unglücklich werden. Alle Leute im Hause müssen gleichfalls ihre Sachen bis auf den Abend hinaus setzen, damit der Todtengeruch herausziehe. Alsdann beklagen sie ihn in der Stille eine kleine Stunde lang. Wenn dies geschehen ist, so wird zum Be-

grāb-

gräbnisse Anstalt gemacht. Die Leiche wird nicht durch den Eingang des Hauses, sondern durchs Fenster hinaus getragen, und im Zelte wird hinten ein Fell losgemacht, und da hinaus geschoben. Eine Frau schwenkt hinter drein einen angezündeten Span hin und her, und sagt: Hier ist nichts mehr zu bekommen.

Das Grab machen sie gern an einem abgelegenen Orte auf einer Höhe von Steinen. Unten legen sie etwas Moos hinein, und breiten ein Fell darüber her. Der nächste Anverwandte trägt den Todten, in seinem besten Seehund- oder Rennthierfelle eingewickelt und eingenähet, auf dem Rücken, oder schleppt ihn auch wol hinter sich auf der Erde her. Er legt ihn auch ins Grab, deckt ein Fell oder etwas Rasen darüber, und legt große breite Steine darauf, damit die Füchse und Vögel nicht dazu kommen können. Neben das Grab legen sie den Kajak des Verstorbenen, seine Pfeile und das Werkzeug, welches er täglich gebraucht hat. Bei den Frauen wird, statt dessen, ihr Messer

und

und Nähzeug gelegt, damit die Hinterbliebenen sich dadurch nicht verunreinigen, oder durch das oftmalige Ansehen desselben nicht zu großer Betrübniß gereizet werden mögen. Denn dieses bekommt auch, ihrer Meinung nach, der abgeschiedenen Seele nicht allzuwol. Viele glauben auch, daß sie sich ihres Werkzeugs in der andern Welt zu ihrer Nahrung bedienen werden. Sie legen auch wol bei dem Grabe eines Kindes einen Hundskopf, damit die Seele des Hundes, welche sich überall zu Hause findet, dem Kinde den Weg zu dem Lande der Seelen zeigen möge. Seitdem sie aber sehen, daß die Getauften solche Sachen wegnehmen, ohne sich dadurch der Rache der Gespenster blos zu stellen; so kommt diese Mitgabe auch ziemlich ab. Indessen brauchen sie doch dergleichen Sachen nicht selbst, sondern verkaufen sie an andere, die dabei kein trauriges Andenken haben.

Wer einen Todten anrührt, besonders, wer ihn zu Grabe trägt, ist etliche Tage unrein, und muß sich gewisser Arbeit und

Spei-

Speisen enthalten. Dieses müssen auch die übrigen Verwandten, ja alle, welche mit dem Verstorbenen in einem Hause gewohnt haben, nur in geringerem Grade, thun, damit sie sich nicht selbst unglücklich, und der abgeschiedenen Seele ihre Reise beschwerlich machen.

Ein kleines säugendes Kind, das noch keine grobe Speise genießen kann, und niemand hat, der es pflegt, wird mit der Mutter zugleich, oder, wenn der Vater keinen Rath mehr weiß, und dem Jammer des Kindes nicht länger zusehen kann, bald darauf, lebendig begraben; mit welchem Schmerze des Vaters, besonders wenn es ein Sohn ist, kann man sich leicht vorstellen. Manche alte und kranke Wittwen, die keine ansehnlichen und reichen Verwandten haben, von denen sie ohne Mühe ernährt werden können, haben ein gleiches Schicksal. Selbst Kinder halten das nicht für eine Grausamkeit, sondern für eine Woltat, daß sie ihnen die Schmerzen eines langen Krankenlagers, davon sie doch nicht wieder

aufsehen, und sich selbst Kummer, Betrübniß und Mitleiden ersparen. Die eigentliche Ursache aber liegt doch in der Verachtung, Faulheit, und dem Geize; denn man wird nicht leicht ein Beispiel haben, daß sie einen alten untauglichen Mann begruben, er müßte denn gar keine Verwandten haben. Aber selbst dann lassen sie ihn doch lieber auf einer Insel allein sitzen und verhungern. Wer gar keine Freunde hat, bleibt auch wol unbegraben liegen.

Nach dem Begräbnisse begeben sich die Begleiter ins Sterbehaus, setzen sich still nieder, stützen die Arme auf die Knie, und legen den Kopf zwischen die Hände. Die Frauen aber legen sich auf der Pritsche aufs Gesicht, und alle schluchzen und weinen in der Stille. Alsdann hält der Vater, oder Sohn, oder wer sonst der nächste Verwandte ist, mit einer lauten heulenden Stimme eine Klagerede, worin alle guten Eigenschaften des Verstorbenen berührt werden. Jeder Absatz wird mit einem lauten Heulen und Weinen begleitet.

Hier

Hier ist eine solche Rede eines Vaters über seinen Sohn:

„Wehe mir, daß ich deinen Sitz ansehen soll, der nun leer ist! Deine Mutter bemüht sich vergebens, dir die Kleider zu trocknen. Siehe, meine Freude ist ins Finstere gegangen, und in den Berg verkrochen. Ehedem gieng ich des Abends aus, und freute mich; ich streckte meine Augen aus, und wartete auf dein Kommen. Siehe, du kamst, du kamst muthig angerudert mit Jungen und Alten. Du kamst nie leer von der See, dein Kajak war stets mit Seehunden oder Vögeln beladen. Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hattest, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück. Du sahest der Schaluppe rothen Wimpel von weitem und riefest: Da kommt Lars (der Kaufmann). Du liefest an den Strand, und hieltest der Schaluppe Vorderstaven. Dann brachtest du deine Seehunde hervor, von welchen

deine Mutter den Speck abzog, und dafür bekamst du Hemden und Pfeileisen. Aber das ist nun aus. Wenn ich an dich denke, so brauset mein Eingeweide. Ach, daß ich weinen könnte, wie ihr andern! so könnte ich doch meinen Schmerz lindern. Was soll ich mir wünschen? Der Tod ist mir nun annehmlich geworden. Doch wer soll meine Frau und übrigen kleinen Kinder versorgen? ich will noch eine Zeitlang leben; aber meine Freude soll in beständiger Enthaltung von allem, was dem Menschen sonst lieb ist, bestehen."c.

Nach einem solchen Klageliede fahren die Frauensleute mit Heulen und Weinen fort, alle in einem Tone, als wenn man eine Quinte herunterwärts, und durch alle Halbtöne tremulirend spielte. Manchmal halten sie ein wenig inne, und die eigentliche Leidtragende sagt etliche Worte dazwischen. Die Mannsleute aber schluchsen nur. Alsdann werden alle Eßwaaren, welche der Verstorbene hinterlassen hat, auf den Boden gelegt, und von den Gästen verzehrt. So lange noch

noch etwas übrig ist, setzen diese ihren Besuch fort, und das kann acht bis vierzehn Tage währen. Wenn eine Wittwe ausgeht, ihre Nahrung zu suchen, so muß sie alte, zerrissene und beschmierte Kleider anhaben, sich nie waschen, die Haare abschneiden, oder doch unaufgebunden tragen, und unter freiem Himmel allezeit eine besondere Trauerkappe auf dem Kopfe haben. Die Mannsleute aber unterscheiden sich durch keine besondere Trauerkleider, außer, daß sich manche zum Zeichen eines tief fressenden Grams selbst verwunden. Wer inzwischen zum Besuch kommt, den empfängt die Frau mit den Worten: Wen ihr sucht, den findet ihr nicht, ihr kommt hinter drein. Und dann geht das Heulen wieder an. Eine solche halbstündige Klage setzen sie alle Tage einige Wochen lang, bis zu einem vollen Jahre fort, je nachdem der Verstorbene jung oder alt, oder unentbehrlich gewesen ist. Sie besuchen auch das Grab, legen sich darüber, und die umstehenden Frauensleute kommen, und helfen ihnen heulen. Ist der Hausvater gestorben, so suchen die

 Gäste,

Gäste, welche ihr Beileid zu bezeugen kommen, so lange die Wittwe noch nicht ausgeht, etwas heimlich oder öffentlich mitzunehmen, wo nicht die nächsten Verwandten stark genug sind, es abzuwehren, bis sie endlich so entblößt ist, daß manche nach einiger Zeit mit ihren Kindern verhungern und erfrieren muß.

Einwohner von Island.

Aus N. Horrebows zuverläſſigen Nachrichten von Island. Aus dem Däniſchen. 8. Kopenhagen. 1753.

Horrebow ward vom König, Friedrich dem Fünften, zu seinen Beobachtungen unterstützt. Der König befahl, daß diese Beschreibung, worin die wahre Beschaffenheit des Landes dargestellt und zugleich so manche unrichtige Nachrichten widerlegt worden, nicht nur in dänischer, sondern auch in deutscher und französischer Sprache herausgegeben werden sollte, und schenkte zur Bestreitung der Kosten eine ansehnliche Summe." Horrebow, der sich über zwei Jahre in Ysland aufgehalten, widerlegt besonders den hamburgischen Bürgermeister, Johann Anderson, der seine Beschreibung, die voll Mährchen und falscher Nachrichten ist, aus mündlichen Erzählungen gemeiner Schiffer und Unterkaufleute zusammengetragen hatte.

Erster Abschnitt.

Von dem isländischen Clima und der Einwohner Leibesbeschaffenheit.

Ysland hat ein gesundes und temperirtes Clima. Ein Fremder, der dorthin rei-

Horrebow ward vom König, Friedrich dem Fünften, zu seinen Beobachtungen unterstützt. Der König befahl, daß diese Beschreibung, worin die wahre Beschaffenheit des Landes dargestellt und zugleich so manche unrichtige Nachrichten widerlegt worden, nicht nur in dänischer, sondern auch in deutscher und französischer Sprache herausgegeben werden sollte, und schenkte zur Bestreitung der Kosten eine ansehnliche Summe. Horrebow, der sich über zwei Jahre in Island aufgehalten, widerlegt besonders den hamburgischen Burgermeister, Johann Anderson, der seine Beschreibung, die voll Märchen und falscher Nachrichten ist, aus mündlichen Erzählungen gemeiner Schiffer und Unterkaufleute zusammengetragen hatte.

Erster Abschnitt.

Von dem isländischen Clima und der Einwohner Leibesbeschaffenheit.

Island hat ein gesundes und temperirtes Clima. Ein Fremder, der dorthin reiset,

ſet, kann beſſer zurecht kommen, in Abſicht der Luft und der Witterung, als ein Isländer, wenn er nach Seeland kommt; denn die Hitze des Sommers fällt hier einem Isländer gemeiniglich etwas empfindlich, obſchon ſolche nicht viel ſtärker, als in Island, iſt; da hingegen der Sommer in Island für einen Fremden ganz angenehm iſt; indem daſelbſt keine ſo dicke und ſchwüle Luft beſchwerlich fällt, wie in Seeland. Der Winter iſt, überhaupt zu reden, nicht ſtärker, als zu Kopenhagen, und das einzige, worin einiger Unterſchied zwiſchen Island und Dännemark bemerkt wird, iſt, daß daſelbſt mehr Wind wehet, welches kein Land ungeſund zu machen pflegt, ſondern im Gegentheil die Luft reinigt.

Die Isländer ſind von guten Leibeskräften. Obſchon ihre Speiſen nicht mit allerhand fremden Specereien gewürzet ſind, und in ſolcher Abſicht für einen leckern Mund bey uns ſchlecht genennet werden können, ſo ſind es doch nahrhafte und ſolide Speiſen, die, mäßig gebraucht, geſunde Leiber und langes Leben geben. Dennoch ſind die Isländer nur von guten Leibeskräften zwiſchen 20 und

50 Jah-

50 Jahren; hernach ist es nichts seltenes, daß sie an Leibeskräften anfangen abzunehmen, und in eine oder andere Krankheit fallen, welche ihrem Leben ein Ende macht, als Schwindsucht, Brust- und allerhand zehrende Krankheiten. Dies ist vornehmlich den großen Beschwerlichkeiten zuzuschreiben, die sie in der Zeit ausstehen, wenn sie sich auf der See aufhalten, und die Fischerey abwarten, auch wol ihrer Unbehutsamkeit, da sie sich nichts draus machen, in die See zu springen, wenn das Boot ans Land stossen will; wobey ihre Füße naß werden, und sie gleichwol noch lange Zeit, auch so gar im Frostwetter herum gehen, ohne die Kleider umzuwechseln. Man findet daher selten Beyspiele, daß einige 100 Jahre erreichen, ja es ist sehr selten, daß sie 80 Jahre leben. Es kann wol einer oder der andere seyn, der bei so hohem Alter eine gute Gesundheit geniesset; die meisten aber haben ein recht kränkliches Alter, so daß sie, wenn sie 50 Jahre zurückgeleget, sich eben nicht ihrer Gesundheit rühmen können. Man sieht dort auch wenig Leute von starkem und vollem Körper. Einfache und starke Kost mit gnugsamen Leibes-

Leibesübungen giebt Gesundheit und langes Leben; die Isländer aber haben zu gewissen Zeiten gar zu starke, und zu andern Zeiten beynahe gar keine Arbeit, da die Männer einige Monate im Winter fast gar nichts zu bestellen haben. Das Frauenzimmer hat, wenn man die Geschäfte in der Heuerndte ausnimmt, nur sitzende Arbeit zu verrichten, nemlich ihre Wolle zu reinigen und zu bearbeiten, zu spinnen, Strümpfe und Handschuhe zu stricken, oder Wadmel zu weben, Kleider und Schuhe zu nähen, wobei sie gar keine Leibesbewegungen haben.

Die Isländer werden nicht von Kindheit auf zur Härte gewöhnt; denn da hält man sie wohl so zärtlich, wie in Seeland geschieht. Wenn die junge Mannschaft so weit zu Kräften gekommen ist, daß sie zum Fischen in die See rudern kann, so muß man bekennen, daß ihre Lebensart sauer und arbeitsam genug ist, so lange die rechte Fischerzeit währt; allein bis zu diesem Alter werden die Kinder, so wie überhaupt das Frauenzimmer, so viel zu Hause gehalten, daß sie nicht das geringste von Kälte oder andern Beschwerden ertragen können. Man muß sich um so viel

mehr verwundern, daß die Männer hernach so harte und strenge Arbeit ausstehen können. Die Weiber sind recht empfindlich gegen die Kälte. Sie sind nichts weniger als hart in ihrem Kindbette, und wissen so wenig von einer leichten Geburt, als in den meisten andern Ländern. Es sind viele Zufälle, in welchen sie Aerzte und verständige Hebammen nöthig hätten, und ihrer viele sterben in oder nach der Geburt, aus Mangel der Hülfe. Es ist eine allgemeine Regel unter ihnen, daß sie sich stets im Bette halten, bis acht Tage verflossen sind.

Die Isländer sind durchgehends wohl gewachsen und haben schöne weiße und gesunde Zähne, ohne Zweifel wegen ihrer einfachen Speise. Das gemeine Volk begnüget sich in andern Ländern an großen Stücken Roggenbrods, wobei die Zähne sich allezeit weiß und rein halten; und eben diese Wirkung kann man bey den Isländern dem getrockneten und geklopften Stockfisch beylegen, welcher ihre tägliche Speise ist.

Einer besondern Krankheit geben sie den Namen des Aussatzes, womit viele behaftet sind, und der fast immer erblich, doch aber

nicht durchgehends ansteckend ist. Es ist nicht der bey uns so genannte Aussatz, sondern scheinet vielmehr eine Art des Scharboks zu seyn. Es werden unterschiedliche von dieser Krankheit curiret. Von der Colik, Schwindsucht, hypochondrischen Krankheiten werden sie auch geplaget.

Wenn die Isländer krank werden, so lassen sie die Natur rathen, weil es nur ganz wenige sind, die etwas von Hausmitteln aus Dännemark her haben, und sie zu gebrauchen wissen. In ihren Krankheiten bedienen sie sich nicht gern der Milch, sondern nur der Molken, auch keines Branntweins.

Da sie auch keine Chirurgen im Lande haben, so gehet es sehr jämmerlich zu, wenn jemand durch einen Beinbruch oder sonst zu Schaden kommt. Manche werden gar nicht, oder doch schlecht, und nach vielen Schmerzen, wieder hergestellet.

Zweyter Abschnitt.

Von ihren Speisen und Getränken.

Sie kochen ihre Fische stärker, als bey uns gebräuchlich ist, und zwar in Seewasser, womit sie besser schmecken. Sie bereiten ihr Essen ohne Salz, welches ihre Gewohnheit ist, und viele, ob sie schon vermögend genug sind, genießen doch kein Salz. Zu ihren Fischen brauchen sie viel Butter, aber auch diese ist nicht gesalzen.

Zur Feurung haben sie an vielen Orten im Lande sehr guten Torf, anderer Orten die Menge Treibholz, an unterschiedlichen Orten auch kleine Holzungen, und an mehr Orten Reisig und Gebüsche, so daß nur wenige Orte sind, wo sie allerhand, was vorfallen kann, brennen, als Seegras, wovon sie sich große Haufen sammlen, auch wohl, jedoch nur selten, dürre Fischgräten zur Feurung brauchen.

Die Isländer sind große Liebhaber von Butter und Fett, und ihr Geschmack an fetten

ten Sachen gehet so weit, daß ein Theil gemeine und arme Leute Talg oder geschmolzenes Fett von Ochsen und Schafen speisen.

Ueberall im Lande wird eine große Menge frischer Fische gespeiset, ausgenommen bey denen, die gar zu weit vom Meere oder den frischen Seen wohnen; sie speisen auch die gefrornen Fische, die die Kaufleute nicht annehmen, weil sie nicht das Ansehen der Reinlichkeit haben, die aber wirklich besser schmecken, als die andern.

Nach dem Fische ist die große Menge Milch ihre allgemeine Speise, die sie im Lande beides von Kühen und Schafen bekommen, und welche sie sowohl roh als gekocht verzehren. Aus der Kuhmilch bereiten sie die Skiör und Syre. Sie gießen nemlich die Buttermilch unter die andere Milch, wovon der Rohm abgenommen ist. Sodann wird sie gewärmet, und, wenn sie wieder lau oder halbwarm geworden, Lab hinein gethan, damit sie gerinne. Darauf wird sie durch ein leinenes Tuch geseiget, damit das Dünne oder die Molken ablaufen könne. Wornach jede Art für sich aufgehoben und das Dicke zur Speise, das Dünne aber, oder die

die Molken zu Tranke gebraucht wird. Jenes nennen sie Skiór und dieses Syre. Wenn dieser Trank alt wird, wird er immer klärer und säurer, so daß er die Stelle eines guten Weineßigs vertritt; wie er denn auch gleichen Nutzen und gleiche Wirkung hat, wenn man etwas darin erhalten will; sie legen darein besonders Schaafsköpfe, und braten sie hernach in der Pfanne. Von der Skiór und Syre sammlen sie den ganzen Sommer hindurch einen großen Vorrath, den sie das ganze Jahr durch speisen; über die Skióe wird süße Milch gethan, und davon, als auch von dem Fisch mit Butter, bekommt das Dienstvolk seine tägliche Portion.

Frisch Fleisch braten sie oft, doch kochen sie es allezeit erst, und bratens hernach in der Pfanne.

Da bisher kein Ackerbau in Island gewesen, so kann jedermann leicht schließen, daß das Brodt nicht eine so allgemeine Speise des gemeinen Mannes, wie bei uns, ist. Inzwischen ist es doch nicht so selten, daß sie nicht alle etwas davon bekommen sollten, einige mehr andere weniger, je nachdem ein jeder Vermögen dazu hat. Es werden nach

einem jeden Hafen 400 bis 1000 Tonnen Mehl und ein Drittheil so viel gebacken Brodt geführet; sie backen es selbst gemeiniglich zu solennen Tagen, Hochzeiten und dergleichen Versammlungen.

Ihre Haushaltung ist daher kostbarer, und die Art, wie sie ihr Volk speisen, so theuer, daß man in Dännemark seine Rechnung nicht dabei finden sollte. Ein jeder Dienstknecht bekommt ein gewisses Gewicht an getrocknetem Fisch und Butter zu seinem Unterhalt, nemlich 10 Pfund Fisch wöchentlich, und ein Drittheil so viel Butter dazu, welches jährlich nach dänischem Gewicht $32\frac{1}{2}$ Liespfund getrockneten Fisch, und vollkommen drey Viertheil Tonnen Butter ausmacht. Doch wird vorgedachtermaßen den Dienstleuten nur alsdann ihr Essen zugewogen, wenn sie für ihren Hauswirth zur Fischerey süd- oder westwärts reisen; da sie sonsten, wenn sie daheim sind, täglich eine gewisse Portion Fisch und Butter, auch Morgens und Abends Milchspeise, Grütze, frische Fische, unterweilen Fleisch, ja auch wol Suppe, Erbsen und dergleichen bekommen.

Da

Da die Isländer nicht Brodt genug zu ihrer Haushaltung haben, so gebrauchen sie desto mehr getrockneten Fisch, doch nicht statt des Brodts zu andern Speisen, sondern vor sich selbst, ungekocht, recht wol geklopft und mit einer guten Portion Butter dazu, deren die Hauswirthe allezeit, wie vorher gesagt ist, ein Drittheil gegen den Fisch geben müssen. Dieser trockene Stockfisch, wenn er wol geklopft und mit guter Butter beschmiert ist, schmecket sehr wol, vornehmlich der, so von Selungen oder Forellen zubereitet ist, an welchen die dänischen Amtsleute oft so guten Geschmack gefunden, daß sie ihn sowol auf ihren Reisen, als auch sonst gebrauchet.

Das wilde Korn, so an einigen Orten im Lande wächset, vornehmlich in Skaftefields-Sysel, wiewol dennoch nicht in großer Menge, ist so schön zu Mehl und Brodt, und so nahrhaft, daß ein Isländer eine Tonne davon nicht gegen eine Tonne dänisch Mehl verkauft. Dieses Korn wächset nicht unter dem Grase, sondern recht in dem reinen dicken und tiefen Sande, wo kein Gras wachsen kann, und stehet an einigen

Orten ganz dünne, an andern Orten aber ziemlich dicht. Das Stroh davon wächset bis fünf Viertelellen in die Höhe, und die Aehren sind lang, so daß es am Gewächs dem Weizen bey uns sehr ähnlich ist. Da die Isländer keine gute Handmühlen haben, dieses Korn zu mahlen, so trocknen sie es zu viel bey dem Feuer, so daß es etwas verbrennt, und das Brodt davon schwärzer wird, als unser Roggenbrodt; dahingegen kann auch eine Tonne davon desto mehr Nutzen schaffen.

Die Isländer trinken sehr gerne gut reines Wasser; das Wasser aber ist nicht an allen Orten gut, am allerwenigsten, das von den Schneebergen herunter fließet. Dies wird niemals getrunken; es riecht übel, ist dick und schwarzbraun.

Ob schon die Isländer gern Wasser trinken, so ist doch ihr öfterer und gewöhnlicher Trank die vorhin beschriebene Syre. Davon sammlen die Einwohner den ganzen Sommer durch viele Tonnen voll, welche sie in ihrer Haushaltung das ganze Jahr durch brauchen. Diese Syre trinken sie anfänglich rein und unvermischt, wenn sie aber alt wird,

wird sie zu herbe, ganz ungemischt zu trinken, deswegen sie selbige mit reinem Wasser vermischen; bey welchem Trank sich die Isländer überhaupt sehr wol befinden.

Da keine Gerste in Island gesäet wird, so folget nothwendig, daß das Bier nicht allgemein ist. Der gemeine Mann kauft davon in den Handelsplätzen eine kleine Provision, um sich damit wol zu thun. Viele, so Vermögen dazu haben, kaufen ganze Tonnen Bier in den Handelsplätzen, welches sie mit Sparsamkeit das ganze Jahr durch brauchen. Andre, die in Copenhagen Geschmack an Bier bekommen, und dasselbe nicht wol entbehren können, bestellen Malz und Hopfen bey den Kaufleuten, und brauen selbst Bier das ganze Jahr durch. Ob schon keine Keller da sind, wie in Kopenhagen, so gefriert das Bier doch nicht mehr, als zu Kopenhagen zuweilen in den Kellern geschicht; sie verwahren es auch in dem stärksten Frost in keinem warmen Zimmer, welches zugleich ein starker Beweis ist, daß die Kälte nicht so strenge ist, als man wegen der nahen Lage nach Norden denken sollte; da aber Island um und um mit weitem Wasser umgeben ist,

so kann keine strenge Kälte bey ihnen Statt finden.

Sowol rothen als weißen Franzwein haben unterschiedliche Leute das ganze Jahr durch, besonders die Prediger. Der Brannt-wein wird in Proportion der Einwohner, die sich auf achtzig tausend Menschen belaufen, wenig ins Land geführt, indessen doch sehr geliebt. Man trinkt ihn in den Kaufplätzen eine einzige Zeit des Jahrs, wie eine Bouteille ungarischen oder Kapweins.

Von ihrer Kleidung.

Die Isländer kleiden sich in solchem Zeuge, wie sie selbst verarbeiten können, und sind meistentheils damit vergnügt. Beides, Manns- und Frauensleute brauchen Wadmel zu ihren äußersten Kleidern; die meisten Frauenzimmerröcke und Schürzen sind von couleurtem Tuch, dessen viele tausend Ellen im Lande verkauft werden. Es ist zwar eben nicht von der feinsten Sorte; doch haben sie gröbere und feinere Tücher, die alle in Dännemark gemacht werden. Syßelmänner kleiden sich mit seidenem Unterfutter un-

ter

ter ihren Kleidern und in allen Dingen so nett, wie andre Europäer. Des gemeinen Mannes Kleider sind der Tracht des Schiffvolks sehr ähnlich, und bestehen aus Camisölern und Hosen, ob sie schon zuweilen auch einen Rock haben, der nach dänischer Mode gemacht ist. Jeder Mann hat ohnedem einen Rock, der wie ein Ueberrock bey uns gemacht ist, und von ihnen Hempe genannt wird, welchen sie gebrauchen, wenn sie etwas weit vom Hause, oder des Winters nach der Kirche reisen.

Das Frauenzimmer brauchet Röcke, Futterhemden und Schürzen, beides von Tuch und Wadmel oder Flanell, darüber aber haben sie einen weiten Rock, beinahe wie die Predigerröcke bey uns, mit engen Ermeln, die fast an die Hände reichen. Dieser Rock muß aber nicht völlig so niedrig seyn, wie die Unterröcke, damit man diese eine Hand breit unter dem weiten Rocke sehen könne, welchen sie eben so wol, wie die Mannsleute, Hempe nennen, und der allezeit schwarz, zuweilen unten mit einem schwarzen Bande eingefaßt, oder mit einem von ihnen selbst verfertigten Zierrath versehen ist, welcher dem

point de la Reine gleichet und recht sauber genähet ist. Die Bemittelten haben überdem vorne an der Hempe die Länge herab viele Paar schön ausgearbeitete silberne Schnallen, meistentheils vergoldet, welche sie aber nicht zusammen schnallen, sondern nur zum Staat gebrauchen. Die Röcke sowol als Schürzen, die allezeit couleurt sind, sind nach unten zu mit einigen reichen couleurten sammetnen oder anderen seidenen Bändern, oder auch mit einer breiten seidenen Schnur besetzt. Oben an der Schürze sind drey große silberne Knöpfe, gerne vergoldet; (bey den Armen sind sie aus Meßing) daran heften sie die Schürzen fest, vermittelst eines Gürtels, der mit gebuckelten silbernen oder meßingenen Platten besetzt ist, so wie ein jeder Vermögen dazu hat; und dieser Gürtel wird vorne mit einem Schloß von derselben Arbeit zusammen geheftet. Die Futterhemden, so allezeit schwarz und nett nach dem Leibe gefaßt sind, mit engen Ermeln bis an die Hand herab, sind gleichergestalt mit couleurten seidenen oder sammetnen Bändern in allen Näthen und vorne herunter mit etwas breiterm und besserm Seidenzeuge besetzt. An

jedem

jedem Ermel unten bey der Hand sind 4 bis 6 Knöpfe, von derselben Arbeit, wie das andere Silber oder Meßingzeug. Beym Halse ist ein kleiner ausstehender steifer Kragen, 3 Finger breit, beynahe wie die Flügel an einem Predigerrock, worunter der äußerste Rock schließet. Dieser Kragen ist allezeit mit schönem Seidenzeug oder schwarzem Sammet bekleidet, und mit einer goldenen oder silbernen Schnur besetzet.

Um den Kopf winden sie ein großes weisses Schnupftuch von grober Leinwand, und darüber ein feineres, welches wie ein Zopf in die Höhe stehet, eine halbe Elle hoch. Darum winden sie ein schön seiden Schnupftuch, (zum täglichen Gebrauch, und bey den Armen ist es von Cattun) eine Hand breit unten bey dem Angesicht. Solches tragen alle, sowol Verheirathete als Unverheirathete. Um den Hals brauchen sie auch ein Tuch von Seide oder Cattun, welches sie zuweilen vorne an dem Futterhemde befestigen. Mit einem Wort, die Kleidung des Frauenzimmers ist derjenigen ganz gleich, so man auf alten Schildereyen und Ephitaphiis in den Kirchen bei uns findet, ausgenommen

der Hauptschmuck, welchen man nirgends so siehet. Die Mädchen in Island brauchen in ihren jungen Jahren eben solche Hauben, wie auf den alten Schildereyen gefunden werden, welche sie mit den vorbeschriebenen Zöpfen oder Aufsätzen verwechseln, wenn sie älter werden.

Außer dieser allgemeinen Kleidung braucht das Frauenzimmer, das Vermögen dazu hat, zur Pracht noch viele andere Dinge, von sauber ausgearbeitetem Silberzeuge, gerne Fillegrandsarbeit vergoldet, z. E. große Knöpfe, so gar auch mit couleurten Steinen, und setzen deren drey unter einander, vorne an der Hauptbinde. Wenn sie als Bräute angekleidet werden, haben sie gleichsam eine Krone von vergoldetem Silber, welche bis unter die weiße Binde um den Kopf gehet, nächst über das Angesicht, anstatt des seidenen Schnupftuchs. Zwo silberne vergoldete Ketten, die in Festons liegen, die eine von vorne her nach hinten zu über den Rücken, die andere wieder von hinten her nach vorne zu über die Brust, nächst über dem Futterhemde, da sie denn keine Hempen anhaben; eine andere Kette hängt ihnen um den Hals,

woran vorne auf der Brust eine schöne aus-gearbeitete Balsambüchse mit unterschiedli-chen Fächern hängt; selbige kann man auf beiden Seiten aufmachen, und sie ist gemei-niglich wie ein Herz, oder wie ein Kreuz ge-macht. Man findet sogar solche Büchsen von Gold, und eines Frauenzimmers Sil-berstaat, wenn er recht im Stande ist, be-läuft sich auf 3 bis 400 Thaler und drüber, und ist eine besonders artige Tracht.

Männer- und Weiberschuhe, welche alle vom Frauenzimmer genähet werden, sind ge-meiniglich von Ochsenhäuten gemacht, oder auch in Ermangelung derselben von Schafs-fellen, die sie selbst bearbeiten, indem sie nur die Haare oder Wolle abschaben, hernach die Häute oder Felle trocknen, und solche, wenn sie Schuhe davon nähen sollen, erst in Wasser wieder ausweichen. Die Schuhe sind also gemacht, daß sie nett um die Füße schließen, ohne Absätze. Aus Schaafsfellen werden einige ganz dünne Riemen geschnit-ten, deren zwei von den Hinterstücken des Schuhes abgehen, und vorne über den Rei-hen zugebunden werden; zwey andere aber von jeder Seite, wo unsere Schnallenriemen

sitzen,

sitzen, werden oben über dem Fußblatt gebunden. Diese Schuhe werden niemals mit Fett oder Thran geschmieret.

Von ihren Wohnungen.

Ein gemeines und mittelmäßiges Bauerhaus ist auf diese Art eingerichtet: Man findet erst einen langen schmalen Gang, einen Faden breit, welcher seine Querbalken und Dach über sich hat, an welchem hie und da so viele kleine Oeffnungen sind, daß sie Licht genug im Gange geben können. In diesen Oeffnungen oder Löchern sind entweder Glasscheiben oder öfters kleine Faßbänder gesetzt, worüber die dünne so genannte Hinne von Ochsen oder Kühen ausgespannt ist, und sehr gut Licht giebt. Zu diesen Löchern haben sie Deckel von Brettern, die, wenn es schneiet, oder sonst schlimmes Wetter ist, vorgesetzt werden können; an dem einen Ende dieses langen Ganges ist der allgemeine Eingang zum Hause, und vor dem innersten Ende des Hauses steht in der Quere ein Haus 12 bis 14 Ellen lang, und 6 bis 8 Ellen breit, welches die Isländer die Badstube nennen, und ihre ordent-

ordentliche Werkstelle ist, worin die Frauensleute ihre Hausarbeit verrichten, die Wolle bearbeiten, Kleider nähen, u. s. w. Am Ende dieses Hauses ist gemeiniglich eine Schlafkammer für den Hauswirth und seine Frau abgetheilt, und auf dem Boden darüber liegen mehrentheils die Kinder und die Dienstmägde. Gleichwie dieses so genannte Badstubenhaus quer vor dem allgemeinen Gang zum Hause am Ende desselben gebauet ist, so sind auch noch gemeiniglich vier andere Häuser, zwey auf jeder Seite desselben Ganges, zu welchen gleichfalls der Eingang von dem langen Gange ist. Eines dieser Häuser brauchen sie durchgehends zur Küche, ein anderes zur Speisekammer, das dritte zur Milchkammer, das vierte und äußerste, am Eingange von dem langen Gange, wird zur Schlafkammer für die Dienstleute gebraucht, wo auch Fremde und Reisende zu liegen kommen. Und dieses Haus oder Kammer heißt bei ihnen die Skaule. Dieses ganze Gebäude, welches also aus sechs Häusern bestehet, ist ein zusammenhangendes Gebäude, und wie sechs Kammern oder Abtheilungen anzusehen, zu welchen allen nur ein einziger

Ein-

Eingang von außen ist, nemlich an dem einen Ende des langen Ganges; und wenn dessen Thür zugemacht ist, sind alle Kammern für den Fremden oder die, welche sich draussen befinden, versperret. Eben so, wie die kleinen Dachlöcher an dem langen Gange, welche daselbst Licht geben, sind auch an den andern Häusern einige Löcher im Dache mit Glasscheiben oder der dünnen Hinne versehen, ausgenommen die Badstube oder Werkstelle, in welcher viele ein paar kleine Fenster haben, um desto mehr Licht bey der Arbeit zu haben. Außer diesem zusammenhangenden Gebäude haben die meisten noch ein Haus an der Seite der Skaule, (welche das äußerste Quergebäude an dem langen Gange ist,) um die Fremden darin aufzunehmen, welches man ihre Gaststube nennen kann, worin ein Bett ist; und dieses ist ihre vornehmste Kammer, oder, so zu reden, ihre Staatsstube. Zu diesem Zimmer ist eine besondere Thür von außen her, wodurch sie die Fremden hinein führen, auch gehet eine andere Thür von der Skaule hinein, durch welche sie selbst aus ihren andern Kammern hinein kommen können, ohne aus dem Hause

zu

zu gehen. Noch findet man ein oder zwey Häuser, welche quer über oder an der Seite der vorbenannten Gebäude stehen, welche Häuser sie Skiemmer nennen, und darin ihren getrockneten Fisch und allerhand Winterprovision, wie auch Pferdegeschirr, Zeugsräthschaft und andern dergleichen Vorrath verwahren. Nächst dabey haben sie gerne noch ein andres Haus, so sie die Schmiede nennen, wo sie alle ihre Geräthschaft von Eisen oder Holz machen. Ferner haben sie, etwas von diesen obbeschriebenen Gebäuden ab, nächst bey dem Orte, wo ihr Heu liegt, Viehhäuser, deren viele sind, je nachdem ein jeder mehr oder weniger Vieh hat. Sie haben allezeit wenigstens einen Kuhstall, einen Pferdestall, und 1, 2, 3 oder 4 Schafställe, in welchen die Lämmer jederzeit vor sich besonders stehen. Ihr Heu verwahren sie nicht in Häusern, sondern haben einen mit Graben umgebenen Platz dazu, wo es in so vielen langen einen guten Faden breiten und hohen Haufen stehet, als sie des Heues viel haben; es sind schmale Gänge dazwischen, und die Heuhaufen werden mit Grastorf dicht und spitzig zugedeckt, damit der Regen

abfallen

abfallen könne. Und auf diese Art verwahren sie ihr Heu sehr wohl.

Die Badstube, Schlafkammer und Gästekammer sind inwendig gerne mit Brettern bekleidet, und ein Boden darüber gelegt, auf welchen sie ihre Kisten, Kleider und dergleichen verwahren; auch haben sie überhaupt in diesen Häusern kleine Glasfenster 2 bis 5 Scheiben hoch. In den andern Häusern aber ist kein Boden gelegt, sind auch keine Fenster, sondern nur solche Dachlöcher, wie vorhergesagt, entweder mit einer Glasscheibe, oder mehrentheils mit einem Faßbande, worüber sie die dünne Hinne, welche um den Magen der Ochsen und Kühe liegt, spannen, indem sie noch warm ist, welches hernach, wenn sie trocken wird, und sich stark zusammen ziehet, gutes Licht giebt. Ihre Meublen in den Häusern sind eben nicht von großem Werth; doch haben sie Betten, und liegen nicht ganz nackend auf dem bloßen Heu. Sie brauchen ihren Wadmel zu Bettdecken, und füllen solche mit Federn von der großen Menge Vögel, die sie fangen; das gemeine Dienstvolk, so in der Skaule schläft, mag zum Theil wol nackend liegen, gleichwie das arme und

geringe

geringe Volk anderswo. Tische, Stühle, Bänke und Kisten haben sie auch zu ihrem Hausgebrauch. Vornehme und vermögende Leute meubliren auch ihre Zimmer mit Spiegeln und was sonst zu einer wol eingerichteten Haushaltung gehöret.

Was die Bauart und das äußerliche Ansehen der Häuser betrifft, so ist leicht zu begreifen, daß, da sie kein Bauzimmerholz im Lande haben, sondern alles von der Compagnie kaufen müssen, welches ihnen also nothwendig kostbar fallen muß, sie so sparsam bauen, als nur möglich ist. Sie haben deswegen keine Fußstücke in ihren Häusern, sondern die Stolpen stehen auf großen Steinen, die zum Grunde gelegt sind; jedes Fach machen sie einen Faden oder drey Ellen breit; die Balken verbinden sie mit den Stolpen, so gut sie können; zwischen jedem Stolpen sind Mittelstücke nach oben zu; darauf setzen sie die Sparren, ein Paar über jedes Fach gerade auf die Stolpen; das Zimmerholz, so sie dazu brauchen, ist nur klein, und auf den besten Häusern werden die Sparren mit Brettern bekleidet, so daß die Ecke des einen ein Paar Finger breit über

das andere gelegt wird, damit das Wasser seinen Ablauf habe, und nicht durchtröpfle. Auf die schlechtern Häuser und bey wenig vermögenden Leuten wird, anstatt der Bretter, Reisig und klein Buschwerk gelegt; wornach das Dach mit Grastorf bekleidet und die Wände außen um die Stolpen, von Stein, Erde und Grastorf, durch einander recht dicht und fest verbunden, aufgeführet werden, da dann die Wand nach unten zu, bey zwey Ellen dick seyn kann, und nach oben ein wenig schräg gehet, so daß sie oberst $1\frac{1}{2}$ Elle dick ist, welche Wände warme Kammern machen, und sowol die Hitze des Sommers als die Kälte des Winters abhalten; daher die Isländer nicht nöthig haben einzuheizen, obwol ihrer einige sind, die Kachelöfen haben.

Solchergestalt bauen sie die Häuser gleich mit, oder etwas über der Erde; wenn aber die vielen Erdwände nach der Hand grün werden, läßt es, als stünden die Häuser wie kleine Höhen in der Erde; sie sind aber doch wirklich über der Erde. Obschon nicht alle Bauerhöfe so groß sind, oder so viele Gebäude haben, so sind auch hingegen ihrer

rer viele größer und besser gebauet, als nemlich des Königs Hof Beßested, die Wohnungen der Bischöfe, Laugmänner, unterschiedlicher Syßelmänner und Priester, als auch vieler vermögender Einwohner, unter welchen einige von Mauersteinen und Bauzimmer, so wie bey uns, aufgeführet sind. Der Bischofssitz in Holum besteht aus 50 Häusern und 12 Viehhäusern; auch viele andere Höfe sehen wie ein kleines Dorf aus, theils vermittelst der vielen Häuser, so zu dem Hof gehören, theils auch vermittelst der Hausmännerhäuser, so bey einigen Höfen liegen, und eine ziemliche Menge ausmachen.

Von der Isländer Gemüthsbeschaffenheit.

Die Isländer sind nicht feige. Die Erfahrung zeiget, daß sie auch zu Kriegsdiensten taugen, worin einige in Dännemark gewesen, und sich so aufgeführet haben, daß sie zur Capitänscharge bey der Fortification avanciret sind. Da aber das Land wenige von seinen Einwohnern entbehren kann, auch nur wenige aus dem Lande reisen, welches

zu seinem Glücke so weit abliegt, daß kein Werber eine so weite und mühsame Reise unternehmen will, um Recruten zu verschaffen, wozu viele im Lande ansehnlich genug wären; so sind bey dem Militäretat nur wenige, doch allezeit gerne einige gewesen. Ihre Annales weisen auch aus, daß die Isländer in vorigen Zeiten sehr streitbar waren, denn sie haben in ihren einheimischen Kriegen große Niederlagen unter sich angerichtet. Im Seedienste sind unterschiedliche Isländer so weit gekommen, daß sie für die Holländer, und andre Nationen, Schiffe nach ihrem Vaterlande geführet, welches an einer Nation nicht zu bewundern ist, die gleichsam auf der See erzogen wird. Sie sind auch dem Gebrauch des Schießgewehres sehr ergeben, wenn sie nur die Mittel dazu haben, sich eines anzuschaffen; und es sind viele im Lande, die sich dergleichen theuer ankaufen, und damit Füchse, Seehunde und allerhand Vogelwild zu erlegen wissen.

Die vielen gelehrten Isländer, die der ganzen Welt bekannt geworden, geben auch einen starken Beweis, daß ihre Landesleute keines geringen und sclavischen Gemüths

sind.

sind. Und da jährlich einige Isländer nach der Universität in Copenhagen gesandt werden, um daselbst zu studiren; so hat man dabei auch Gelegenheit, ihre Gemüthsbeschaffenheit zu erfahren, welche man nicht niedrig befindet, sondern daß sie vielmehr eine Art von Muth besitzen, so daß es sehr selten ist, einen schlechten Menschen unter den isländischen Studenten zu finden. Auch unter dem gemeinen Manne im Lande finden sich viele gute und witzige Köpfe.

Sie werden eben, wie andre Nationen, vom Heimwehe geplaget, so daß sie nach ihrem Vaterlande Verlangen tragen, ob man gleich meynen sollte, daß sie es anderwärts angenehmer, bequemer und besser hätten. Darüber hat man sich aber nicht zu wundern, nachdem es bey vielen, und wie es scheint, vorzüglich bey den nordischen Nationen, allgemein ist. Gleichwol werden doch viele Isländer wohnhaft in Kopenhagen und andern Orten, wenn sie sich zu einer gewissen Profession oder Handthierung begeben. So hat man aus Island zu mehrern malen Professores, Rectores, Seevolk, Goldschmiede und unterschiedliche Meister in an-

dern Handwerken in Dänemark gehabt. Und es ist eine allgemeine Klage unter den Isländern selbst, daß, wenn ihre Landesleute in Copenhagen oder anderswo etwas gutes, als nemlich eine und andere nützliche Profession, gelernet haben, sie nicht gerne wieder in ihr Vaterland zurück kommen, um ihren Landesleuten damit zu dienen.

Man kann es den Isländern nicht als einen besondern Eigensinn anrechnen, daß sie von ihrer Landesmanier eingenommen sind. Dies ist ein allgemeiner Fehler des gemeinen Mannes in jedem Lande; er verändert nicht gerne etwas in seiner Handthierung, es müßte sich denn ein merklicher Vortheil dabey zeigen; und so gehet es auch den Isländern, welches auch eine Vorsichtigkeit genannt werden kann, daß sie ihre alte Manier nicht verwerfen wollen, ehe sie wissen, warum? Sonst sind die Isländer durchgehends sehr begierig, etwas fremdes und beßres zu sehen.

Von ihren Künsten und Wissenschaften.

Es ist unter den Isländern ein Thormodus Thorfäus, ein Arnas Magnäus und mehre-

mehrere gelehrte Leute gewesen, und auf der Universität zu Copenhagen finden sich isländische Studenten, die den andern nichts nachgeben, sondern, überhaupt zu reden, sie übertreffen, indem man unter ihnen gar wenig mittelmäßige findet, sondern sie vielmehr die schönsten Köpfe sind. Und nicht allein die Isländer, so nach Copenhagen kommen, sind zu allen Dingen zu gebrauchen; auch die meisten unter dem großen Haufen im Lande selbst sind sehr geschickt und witzig, alles zu lernen, wozu man sie gebrauchen will, so daß es nur darauf ankommt, daß sie angeführet werden.

Es sind nicht allein einige, so außerhalb Landes gewesen sind, die fertig rechnen und schreiben, oder in Silber, Meßing und so weiter arbeiten lernen, sondern der größte Theil der Einwohner schreibet recht wol.

Bei jedem Bischofsstuhle ist eine lateinische Schule mit einem Rector und einem unter ihm stehenden Lehrer versehen. Daraus werden jährlich Studenten gelassen, die hernach, wenn sie sich weiter auf ihre Studia gelegt, und Proben davon gegeben haben, Pfarrer im Lande werden, ohne erst nach der Univer-

ſität in Copenhagen reiſen zu dürfen. Unter dieſen giebt es viele recht wol unterrichtete Prediger, die außer dem, was zur Theologie gehöret, beſonders in den lateiniſchen Dichtern und Schriftſtellern wol erfahren ſind.

Es iſt eine Buchdruckerey im Lande, welche ein Vermächtniß des Biſchofs in Holum iſt. Hier werden unterſchiedliche geiſtliche und andere nützliche Bücher, als auch alle königliche Verordnungen, in der Landesſprache gedruckt.

Es ſind nur wenig Orte im Lande, wo ſich ein armer Mann niederlaſſen könnte, um die Kinder im Leſen zu unterrichten; denn die Höfe liegen weit von einander, daß es unmöglich fällt, die Kinder in eine Schule zuſammen kommen zu laſſen. Hingegen iſt in einem jeden Hauſe eine Schule, indem die Eltern ſelbſt, oder jemand von ihrem Dienſtvolk die Jugend im Leſen und Chriſtenthum unterweiſet. Aus der Urſache werden die Kinder ſtets zu Hauſe gehalten, und zu allem Guten angewöhnet, beſonders wenn die Eltern ſelbſt tugendhaft ſind.

Die Isländer, die sich auf eine Profession oder Kunst in Dännemark legen, werden gemeiniglich sehr gute Meister darin. Unter denen, die im Lande bleiben, finden sich viele schöne Arbeiter, die blos aus Lust, ohne die geringste Anweisung gehabt zu haben, sich auf unterschiedliche Professiones legen. Die meisten von der Art arbeiten in Silber und Meßing, weil sie dabei etwas verdienen können mit Verfertigung des Putzes, den das Frauenzimmer auf den Gürteln gebrauchet, wie auch der Knöpfe und Schnallen; andere haben es weit im Tischler- und Schmiedehandwerk gebracht, zu geschweigen, daß sich sonst ein jeder in allen Handwerken übet; denn es sind nur wenige, die nicht zugleich Zimmerleute, Tischler, Schiffsbauer und Schmiede sind.

Die Isländer rechnen die Zeit nach der Sonne, wenn sie sie sehen können, nicht weniger nach den Sternen; lassen sich solche aber nicht sehen, so wissen sie die Zeit ziemlich genau an der Ebbe und Fluth, welches allezeit ordentlich ist. Sie zählen die Stunden nicht, wie wir thun, als 1, 2, 3 Uhr

und so weiter; sie wissen auch nicht, was solches ist. Sie haben aber in ihrer Sprache für jede anderthalbe Stunden des Tages besondere Namen, z. E. Mittag, Mitternacht, Zwischenabend, voller Tag 2c.

Ihre Handelsrechnung geschieht nach einer gewissen großen Anzahl Fische, und die Bezahlung eben so. Nemlich ein recht guter Fisch auf 2 Pfund gerechnet, gilt 2 ßl. und also machen 48 Fische 1 Thlr. Eine dänische Krone gilt 30 Fische, ein halber Thaler 24 Fische, und ein Viertel 12 Fische, und dies ist die geringste gangbare Scheidemünze in Island. Auf diese Weise werden alle Rechnungen nach Anzahl der Fische eingerichtet, deren 48 einen Thaler machen. Was im Lande geringer, als mit 12 Fischen, bezahlt werden soll, kann nicht mit Gelde bezahlt werden, sondern man braucht alsdann entweder Fische in natura oder Tabak, wovon eine Elle einen Fisch gilt, und solchergestalt kann man Fisch und Tabak für die Scheidemünze im Lande rechnen.

Es

Es wird in Island niemals nach Liespfunden gerechnet; ihr höchstes Gewicht nennen sie eine Vette, welches 40 Fische oder 80 Pfund, und also bey uns 5 Liespfund sind.

Von der Isländer Handthierung.

Der Isländer Handthierung besteht vornehmlich in der Fischerey und Viehzucht. Da sie das Bauholz theuer kaufen müssen, so machen sie ihre Böthe von Föhrenholz, weil sie aus der Erfahrung wissen, daß sie fast eben so stark sind, als die von Eichenholz, dennoch aber viel weniger kosten. Sie brauchen eben solche Anker, wie man bey den dänischen Fischern siehet, nemlich zwey hölzerne Stücke, kreuzweise durch einen schweren Stein, welche Anker im Grunde fest genug sind, wenn nur ihre kleine Ankerthauen halten wollten.

Bei der Viehzucht ist anzumerken, daß sie ihre Butter fast allezeit aus süßem Rohme machen. Käse wird wenig gemacht, weil die

die Einwohner keine Liebhaber davon sind, und lieber Skiör und Syre aus der Milch machen.

An einigen Orten hat ein Hauswirth wol 200 bis 500 Stück Schafe, welche zu gewissen Zeiten nach den Felsen zu getrieben, zu andern Zeiten aber nach Hause genommen werden.

Für sich schlachten die Isländer das Vieh in der Mitte des Octobers, da es am besten ist, und merklich mehr Talg hat, als das, welches zu Ende des Augusts für die Kaufleute geschlachtet wird. Dieses Vieh wird auch von den Isländern geschlachtet, wofür sie den Kopf und das Eingeweide zum Lohn empfangen, das Fleisch wird von den Leuten der dänischen Compagnie eingesalzen. Die Felle von der großen Menge Schafe, die in den Fleischhöfen geschlachtet werden, bestreuen die Isländer mit Salz auf der Fleischseite, und legen sie mit der Fleischseite gegen einander, rollen sie zusammen, und binden sie ganz fest, da sie sich denn ziemlich wol

erhalten. Solche zwey Felle nennen sie einen Bund.

Die Gärberey ist in Island nicht in gehörigem Stande, weil sie weder Gärberborke noch andere Dinge haben, so dazu erfordert werden. Daher sie es machen, wie sie sich am besten damit behelfen können. Sie schaben die Haare oder Wolle von den Häuten oder Fellen mit einem scharfen Messer über ihren Knien ab; dieses thun sie geschwinder und behender, als jemand glauben sollte; hernach spannen sie die Felle aus, und trocknen sie. Darauf haben sie die größte Mühe und Arbeit, um sie geschmeidig zu machen, indem sie die Felle mit den Füßen in Molken, oder salzigem Wasser eine ziemliche Zeit treten. Sie machen sich aus diesen Fellen zum Fischfang Futterhemden, weite Hosen und Strümpfe aus einem Stück, womit sie sich vor der See und dem Regen verwahren, und diese ihre Seekleider schmieren sie zuweilen mit Fischlebern oder Thran, um selbige geschmeidig zu halten.

Ihre Ochsenhäute, so sie zu Satteln und Pferdezeug bereiten, wissen sie ziemlich schwarz zu machen, und ob sie schon solches ohne Kunst, aber mit großer Arbeit verfertigen, so hat doch die Erfahrung gelehret, daß solches Pferdegeschirr länger, als das dänische, hält; so, daß man nicht umhin kann, ihren Fleiß und Verstand zu rühmen, da sie mit dem wenigen Geräthe, das sie zu Verfertigung desselben haben, sich dessen so wol zu bedienen wissen.

Wenn sie nichts anders zu verrichten haben, arbeiten sie sämmtlich, Männer, Weiber und Kinder, vornehmlich des Winters an der Wolle, um solche zu ihrem Gebrauche zu bereiten, da sie sie spinnen, winden, stricken, oder weben. Ihre Weben sind nach des Landesmanier schlecht beschaffen. Sie stehen aufrechts, anstatt daß sie bey uns liegend sind; da auch ihre Geräthschaft und die Art zu weben nur schlecht ist, so können sie des Tages kaum mehr, als eine Elle groben Wadmels weben. Es sind nach und nach einige dänische Weben ins Land gekommen,

men, welche die Isländer nun nachzumachen trachten, so, daß diese Profession mit der Zeit in bessern Stand kommen wird.

Nachdem sie bisher keine Walk- oder Stampfmühlen gehabt haben, so kann es nicht fehlen, daß es ihnen viel Arbeit kosten müsse, die Menge Wollengut oder Wadmel, so im Lande zu Futterhemdem, Strümpfen und Handschuhen verfertigt wird, zu walken. Sie walken solches in Urin so mühsam als künstlich. Sie brauchen dazu eine Tonne, deren beide Deckel ausgenommen sind. Darein legen sie den Wadmel; sodann sitzen ihrer zwey auf der Erde gegen einander über, und walken ihn mit den Füßen in der Tonne. Sind es kleine Stücke, so walken sie solche auch wol auf einem Tisch gegen die Brust Allein beyde Arten sind mit der größten Mühe und Arbeit verknüpft. Die Handschuhe ziehen die, welche auf die See rudern, über die Hände, tauchen solche zuweilen in Seewasser, und walken sie solchergestalt, indem sie fortrudern, zwischen den Händen und Rudern, und kostet es ihnen

alsdann

alsdann nicht mehr Mühe, als daß sie rudern. Wo warme Bäder in der Nähe sind, walken sie solche in warmem Wasser, da denn das Zeug beydes geschwinder gewalket und weicher wird. Auf die Strümpfe und Handschuhe setzen sie sich auch zuweilen, und walken solche, indem sie sich hin und her und zu den Seiten bewegen. Dadurch aber sind sie in die Gewohnheit gekommen, daß, wann sie sitzen, sie gerne den Leib hin und her bewegen, wenn sie schon nichts zu walken unter sich haben. Diese schlechte Art zu walken wird nun wol verbessert werden, da eine Walkmühle nach Island gebracht worden.

Die Weiber waschen nicht mit Seife, weil ihnen solches zu kostbar fällt; ausgenommen unterschiedliche Leute, die in Copenhagen gewesen, und dazu Seife kommen lassen; der gemeine Mann aber behilft sich mit dem blossen Urin zu dieser Arbeit, und hat nicht einmal Asche dazu, weil sie solche auch verschreiben müssen. Das Zeug wird dennoch nichts so gar schlecht davon.

Von

Von der Isländer Religion und Sitten.

Die Isländer sind lutherisch; ihre Vorfahren waren katholisch, und es befanden sich in Island Bischöfe, Prälaten und 8 Mönchklöster. Das Reformationswerk ist hier nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Der Aberglaube, der unter dem gemeinen Mann in Island sowol, wie in andern Ländern, im Schwange gehet, scheint nicht ein Ueberbleibsel der katholischen Religion zu seyn; sonst müßte er denselben Grund bey allen haben.

Ihre Kirchen sind klein und unansehnlich wegen Mangel des Bauholzes und der übrigen Baumaterien; auch liegen die Höfe so weit aus einander, daß es keine große Gemeinden geben kann.

Es giebt in keinem Lande weniger Nothleidende, als unter ihnen, weil sie nur wenig bedürfen; und die Vermögenden daselbst willig sind, den Armen zu helfen und sie zu unterhalten, so daß sie selten große Noth leiden.

Island wird in zwey Bischofthümer eingetheilet. Die Einkünfte der Kirchen und Prediger bestehen in Landgütern, und bey den Predigern noch in einigen gewissen Abgaben von jedem Hof und den Sporteln, die sie von der Gemeinde für gewisse Verrichtungen bekommen. Es sind unterschiedliche Pfarren, die über 100 und zu 200 Thaler Einkünfte haben. Den ärmsten Pfarren hat der König einen Theil seiner Landgüter und 100 Thaler jährlich geschenkt. Demohngeachtet geschiehet es wol, daß arme Prediger selbst mitarbeiten, um Brodt für Frau und Kinder zu verdienen, und auf den Fischfang zu fahren, wie Petrus. Allein da dieselben nur ganz kleine Gemeinden haben, so versäumen sie nichts damit.

Das Brautpaar wird gemeiniglich vor dem Altar zusammen gegeben, nachdem der Gottesdienst, wie gewöhnlich angefangen ist, und ehe der Priester auf die Kanzel gehet, womit der ganze Akt in der Kirche sein Ende hat. Wenn nun der Gottesdienst in der Kirche völlig zu Ende ist, verfüget sich

das Brautpaar nebst den Gästen nach dem Hochzeithaus, und weil die Häuser überhaupt nur klein sind, so sind nicht gar zu viel Hochzeitgäste. Hier speisen und trinken sie nach ihrem Vermögen und Stande, und ergötzen sich zuweilen mit Branntwein. Musik und Tanz aber gebrauchen sie niemals.

Ueberhaupt haben die Isländer auch keinen besondern Nationaltanz, so wie die nordischen Bauern ihre eigene Tänze haben. Ihr einziges Vergnügen, wenn sie bey einer Gelegenheit zusammen kommen, besteht darin, daß sie ihre alten isländischen Heldenlieder aus vollem Halse hersingen, deren sie eine große Menge, und wozu sie eine eigene Melodie haben, die ganz roh ist.

Die Isländer sind keine Liebhaber vom Spiel, ob schon einige von ihnen Schach, andere aber Karten spielen, z. E. das bey den Dänen gebräuchliche Styrnfold und Lanter. Schachspielen ist unter ihnen durchgehends mehr gebräuchlich, als bey uns, und man findet auch unter dem gemeinen

Mann dann und wann einen, der ziemlich gut spielet. Große Meister sind sie darin nicht, und machen auch nicht viel daraus; sie halten auch selbst dafür, daß ihre Vorfahren es besser gespielt haben. Müßige Stunden fallen bey ihnen nur in der Fischzeit vor, da viele Menschen aus Norden und Osten bey den fischreichsten Orten zusammen kommen, und sie wegen Sturms nicht auf den Fischfang gehen können; alsdann müssen sie einigen Zeitvertreib haben. Zu Hause haben sie immer was zu bestellen; auch in den langen Nächten, wenn sie nicht schlafen, wird ihnen allezeit bald eine, bald die andre Arbeit angewiesen, weil es nicht zu des Hauswirths Vortheil seyn würde, wenn sie müßig seyn sollten.

Ein-

Einwohner von Island.

Aus den Briefen, welche eine von Herrn D. Uno von Troil im Jahr 1772 nach Island angestellte Reise betreffen. Aus dem Schwedischen mit Anmerkungen übersetzt. Upsala und Leipzig, 1779. 8.

Herr D. Uno von Troil, Doctor der Theologie, königl. Schwedischer Oberhofprediger, besuchte Island in Gesellschaft der Herren Banks und Solander, und setzte diese Briefe erst nach seiner Zurückkunft auf. Sie waren anfangs nur für einige Freunde bestimmt, aber auf Verlangen des Herrn Grafen Carl Scheffer wurden sie von dem Verfasser dem Druck übergeben.

Erster Abschnitt.

Von der Beschaffenheit des Landes.

Island wird mit Recht unter die größten Inseln in der bekannten Welt gerechnet. Es ist beinahe sechszig Meilen lang, und die Breite erstreckt sich über vierzig schwedische Meilen.

Bessestedr im südlichen Theile des Landes, nicht weit von Hafnefiord, liegt, nach Horrebows Angabe, in seiner Beschreibung von Island, unter dem 64 Gr. 6 Min. der Brei-

te, und dem 41 Gr. der Länge, nach der Stockholmschen Mittagslinie.

Einem Reisenden fällt das Land zwar nicht sehr in die Augen; aber es stellt ihm doch Gegenstände dar, die in vieler Absicht gesehen zu werden verdienen. Denn außer einer unzälbaren Reihe von Gebirgen, die dasselbe wechselsweise durchstreichen, und wovon einige wegen ihrer Höhe mit beständigem Eis und Schnee bedeckt sind, sieht man zwischen ihnen kahle und von allem Holze entblößte Felder, worüber sich oft eine Lava viele Meilen weit erstreckt. Dies kann zwar freilich so wenig das Auge ergötzen, als es sonst irgendwo nutzen kann; aber es setzet doch einen aufmerksamen Zuschauer in die größte Verwunderung, wenn er so viele redende Merkmale von der schrecklichen Wirkung feuerspeiender Berge erblickt.

An den Küsten ist das Land am meisten bewohnt; indessen ist es auch weiter hinein nicht öde und verlassen, sondern man trifft allenthalben, bald nahe bei einander, bald in weiterer Entfernung Höfe an, die alle ihr dazu gehöriges Eigenthum haben. Dies besteht meistentheils in Wiesen, ingleichen hier

und

und da in einigen mit Buschwerk bewachsenen Hügeln, dem man hier den Namen von Holz giebt.

Auf der ganzen Insel giebt es keine Stadt, ja nicht einmal ein Dorf, sondern blos einzelne Höfe, wovon doch einige aus verschiedenen Wohnhäusern bestehen, sowol für den Besitzer des Hofes selbst, als auch für dessen Einlieger, die von dem Bauer Haus und Weide für eine verabredete Anzal Kühe, Pferde und Schafe bekommen. Auf den Höfen einiger Bauern, die reicher sind, findet man auch wol Wohnungen für Tagelöhner.

Alle Höfe gehören entweder dem Könige, oder der Kirche, oder den Bauern zu. An einigen wenigen Orten hat man bei dem Hause kleine umzäunete Plätze, worin Kohl, Petersilje, Spinat, Rüben, Patientia, Kartoffeln, Flachs und Hanf, nebst einigen andern eßbaren Kräutern wachsen. Fruchtbäume aber sucht man vergebens, worüber man sich wegen der hier gewöhnlichen heftigen Stürme nicht wundern darf. Daß vordem Holz in Island gewesen seyn muß, bezeugen nicht nur einige Sagen oder Erzä-

lungen, worin desselben gedacht wird, sondern man gräbt auch täglich Ueberbleibsel davon aus Morästen und Sümpfen aus, wo itzt kein Busch zu sehen ist. Und auch der sogenannte Surturbrand giebt einen Beweis davon.

Zur Feurung gebraucht man Torf, Heidekraut, Wacholder- und Affenbeersstauden. An andern Orten bedienet man sich der Knochen von Thieren und der Fischgräten, die mit Thran beschmiert werden, ingleichen auch des gedörrten Kuhmistes, welcher den Winter über auf den Wiesen gelegen hat, und endlich des Treibholzes. Dieses kommt vermuthlich aus der nördlichen Tartarei, und ein großer Theil aus Virginien und Carolina.

Aus vielen Stellen der alten isländischen Erzählungen sieht man, daß vordem Getreide in Island gewachsen ist. In neuern Zeiten hat man zwar Versuche damit angestellt, aber sie haben wenig eingebracht. Daran sind die Stürme, und die starken Fröste, die oft noch im May oder Junius einfallen, Schuld.

Auch

Auch das grönländische Treibeis ist eine Ursache mit davon. Dieses kommt meistens im Januar, und geht im März wieder weg. Bisweilen aber kommt es nicht eher als im April ans Land, und thut vielen Schaden. In den Jahren 1753 und 1754 verursachte es eine so große Kälte im Lande, daß Pferde und Schafe sowol davon, als wegen Mangels an Futter, starben. Man sahe Pferde an todtem Viehe nagen, und die Schafe fraßen einander die Wolle ab. Im Jahr 1756 schneiete es fast den ganzen Julius und August durch.

Das Klima ist sonst nicht ungesund; denn die gewöhnliche Wärme ist weder besonders stark, noch die Kälte ungewöhnlich strenge. Doch hat man Beispiele, daß das Quecksilber im fahrenheitischen Thermometer ganz bis in die Kugel, und also 24 Grade unter dem Gefrierungspunkte, gefallen ist, da es zu andrer Zeit bis auf 104 Grade gestiegen war.

Erdbeben fallen häufig vor, besonders wenn Feuerauswürfe bevorstehen. Im September des Jahres 1755 fühlte man, innerhalb einigen Tagen, funfzehn starke Stöße,

und es ist gar nicht ungewöhnlich, daß ganze Höfe dadurch über den Haufen geworfen werden, und große Berge davon in Stücken springen.

Vordem sind an einigen Orten Häuser für Reisende erbauet gewesen; aber itzt bedienet man sich allenthalben der Kirchen dazu.

Wenn die Isländer nach den Häfen reisen, um dort ihre Waaren zu vertauschen, so haben sie zwanzig, dreißig, ja wol mehrere Pferde bei sich, wovon die meisten eine Last von ohngefähr funfzehn bis sechszehn Liespfund tragen. Es gehen auch allezeit einige los beiher, wenn etwa andre ermüden sollten. Der Mann, welcher sie führt, reitet voran, und hat einen Hund bei sich, der so abgerichtet ist, daß er jedes Pferd, das aus dem rechten Wege geht, wieder an seinen Platz treibt. Futter darf man nicht bei sich führen; denn darauf kommt es niemanden so genau an.

Die Volksmenge kommt der Größe des Landes keinesweges gleich. Sie ist in vorigen Zeiten viel größer gewesen, als itzt. Aber außer dem sogenannten Digertod und an-

andern ansteckenden Seuchen, worunter die Pest 1402 und 1404 besonders viele Menschen wegnahm, sind manche Plätze durch Hungersnoth ganz wüste geworden. Die Pocken tödteten in den Jahren 1707 und 1708 über sechszehn tausend Personen, so daß die Anzal der Menschen sich itzt nicht höher, als sechszig tausend, beläuft.

Zweyter Abschnitt.

Von der Gemüthsbeschaffenheit und Lebensart der Isländer.

Eben so wie das Volk, von dem sie abstammten, die Norweger, blos von Krieg, Seeräuberei, Jagd und Ackerbau lebte, so kannten auch die von Norwegen nach Island, im neunten Jahrhunderte nach Christi Geburt, verpflanzten Kolonisten keine andre Ehre, als die durch Stärke des Arms erworben ward, keine andere Uebungen, als solche, welche nur ein harter Körper auszuhalten vermochte.

In

In den Krieg ziehen, plündern, sengen und brennen, und alle Hindernisse, die ihnen in den Weg kommen konnten, überwinden, das war damals der sicherste Weg zur Unsterblichkeit. Schon ihre Spiele gaben ihnen die beste Gelegenheit, Geschmeidigkeit und Stärke des Körpers zu zeigen. Die Kunst zu ringen war allgemein, wobei sich die Helden oft des Kunststückes bedienten, ein Bein unterzuschlagen. Die Fechtkunst war noch gewöhnlicher, und es gieng dabei scharf her; doch wurden nicht alle die Regeln dabei beobachtet, deren sich itzt ein schwächerer Arm im Nothfalle zu seinem Vortheile zu bedienen weiß.

Eine Art Zweikampf, wozu man einen jeden, der für gleich tapfer angesehen seyn wollte, herausforderte, war von der größten Bedeutung, und man konnte dadurch so viele Ehre erwerben, daß man im ganzen Lande berühmt wurde. Der Ruhm desjenigen, welcher sich darin hervorthat, ward sogar in vielen Liedern besungen. Es gieng dabei auf Leib und Leben los, und das war zu den Zeiten kein Wunder, wo es für eine adeliche

Kunst

Kunst gehalten wurde, sein Schwerdt recht scharf machen zu können.

Die Lage, in welcher sich die Isländer in Ansehung der Könige von Norwegen befanden, welche allezeit ein aufmerksames Auge auf sie hatten, und Gelegenheit suchten, sie unters Joch zu bringen, gab ihnen Anlaß, sich auf alle mögliche Art Nachrichten von ihren Nachbarn zu verschaffen. Aus der Ursache unternahmen sie viele Reisen, besonders nach Dännemark, Norwegen, Schweden, England und Schottland. Der Reisende war bei seiner Zurückkunft schuldig, den Hauptleuten von dem Zustande dieser Reiche Bericht abzustatten. Daher kam es, daß, so lange die republikanische Verfassung dauerte, die Geschichte, und was dazu gehört, in großem Werthe gehalten wurde, und daß es eine Menge Sagen oder Erzählungen im Lande gab, die, wenn sie nicht alle gleich wichtig sind, doch wenigstens einen Beweis von der Begierde der Nation abgeben, alles zu wissen.

Während dieses Zeitpunktes ward Grönland im Jahr 932 von einem Isländer, der Eyrek Rauda hieß, und Amerika im Jahre

1001 von Biöre Herjulfsson und Leif Erichsson entdeckt.

Um für ihre mächtigen Nachbarn sicher zu seyn, waren sie also genöthigt, sich immer mehr historische Kenntnisse zu verschaffen. Dabei gaben sie sich alle Mühe, ihre eigene Gesetze recht kennen und verstehen zu lernen, um innerliche Sicherheit zu erhalten und zu beschützen. Und so konnte Island zu einer Zeit, da Unwissenheit und Nacht den übrigen Theil von Europa bedeckte, eine Menge Geschichtschreiber und eine gute Anzal Dichter aufstellen. Man fand dort bei Einführung des Christenthums mehrere Rechtsverständige, als man in Rücksicht auf die Größe des Landes und die Anzal der Einwohner hätte vermuthen können. Fischerei ward zwar etwas getrieben, aber weit mehr legte man sich auf den Ackerbau, ob dieser gleich hernach völlig in Verfall gerathen ist.

Zwei Stücke sind es hauptsächlich, welche sowol in ihrer Gemüthsart, als in ihren Sitten und in ihrer Lebensart, eine merkliche Veränderung hervorgebracht haben: nemlich die Annahme der christlichen Religion unter Olof Tryggwason, und der Verlust

lust ihrer Freiheit unter dem Könige Harald. Denn indem nun die Religion von der einen Seite sie von ihren Heerszügen und Räubereien abmahnte, so benahm ihnen der weltliche Arm von der andern Seite die Macht und Stärke, welche sie vorher zur Ausführung derselben besaßen. Seit der Zeit hat man keine weitern Spuren von ihren Heldenthaten, als diejenigen, welche in ihren Sagen aufbewahrt sind; und die heutigen Isländer lieben Fischerei und Viehzucht mehr, als den Krieg.

Die Isländer sind wolgewachsen und von mittelmäßiger Größe. Aber sie besitzen keine sonderliche Stärke, so wie man auch unter dem weiblichen Geschlechte sehr selten ein hübsches Gesicht antrifft.

Die Mannspersonen haben schon lange die Gewohnheit, Bärte zu tragen, abgelegt, und nur einige wenige Geschlechter an der Nordseite von Island tragen noch Bärte. Hier geschah es noch zwischen 1740 und 1750, daß einer von zweien Brüdern, welche die Erbschaft ihres Vaters theilten, dem andern vier Reichsthaler für das Recht, allein einen Bart zu tragen, über-

ließ, welches Recht vordem in der Familie ihrem verstorbenen Vater zugekommen war.

Laster sind bei ihnen weniger allgemein, als an andern Orten, wo Ueberfluß und weichliche Lebensart das Herz verdorben hat. Von Diebstahl hört man selten, und zur Unzucht sind sie überhaupt auch nicht geneigt, ob man gleich Beispiele von Personen findet, die deshalb mehrmalen sind zur Strafe gezogen worden.

Ob ihre Armuth sie gleich außer Stand setzt, die Gastfreiheit ihrer Vorfahren in allen Stücken auszuüben, so ist doch die Neigung dazu noch immer bei ihnen vorhanden. Sie geben das Wenige, was in ihrem Vermögen steht, aus gutem Herzen, und Freude und Vergnügen leuchtet ihnen aus den Augen, wenn man damit vorlieb nimmt. Wenn sie es unter einander recht gut meinen, so geben sie sich, wenn sie zu einander kommen, einen Kuß auf den Mund. Und den erhält Frau und Mann, Mutter und Tochter. Sie sind ungemein dienstfertig und getreu, und ihrer Obrigkeit aufs höchste zugethan. Davon sahe Herr D. Troil selbst ein Beispiel. Es ist nemlich in Island, um allem Schleichhandel zuvorzukommen,

men, fremden Schiffen verboten, in die dortigen Häfen einzulaufen, und kein Isländer darf sich als Lotse gebrauchen lassen, um solche herein zu führen. Man mußte also bei der Ankunft des Schiffes, worauf sich Troil befand, einen Isländer zwingen, an Bord zu bleiben, und als Lotse zu dienen. Man gab ihm auch gute Bewirthung und Geschenke; aber dem ohnerachtet legte er das Schiff doch an einen unsichern Ort, bis der Stiftsamtmann selbst Erlaubniß gab, es in einen guten Hafen zu bringen. Als man sich erkundigte, warum der Lotse das nicht gleich gethan hätte, erhielt man zur Antwort: er hätte sich lieber in Stücken hauen lassen, als gegen den Befehl seines Königes handeln wollen.

Im Gottesdienste sind die Isländer eifrig, aber dabei nicht frei von Aberglauben. Kein Isländer fährt über einen Fluß oder eine andre gefährliche Stelle, ohne vorher den Hut abzunehmen, und Gott um seinen Schutz zu bitten. Und er dankt ihm eben so, wenn er glücklich übergekommen ist.

Zu ihrem Geburtsorte haben sie eine unbeschreibliche Liebe, und sie befinden sich nirgends besser, als an demselben. Daher ist

es auch sehr selten, daß sich ein Isländer in Kopenhagen niederläßt, oder da bleibt, so vortheilhafte Bedingungen man ihm auch anbieten mag.

Dabei aber kann man ihnen eben keine besondere Industrie beilegen. Sie arbeiten immer so fort, wie sie es einmal gewohnt sind, ohne dabei auf nöthige Verbesserungen zu denken.

Im Umgange sind sie nicht munter, aber einfältig und leichtgläubig. Wenn sie zusammen kommen, vertreiben sie sich die Zeit meistentheils mit Vorlesung ihrer Sagen, womit der Hauswirth den Anfang macht, und die übrigen, wenn er müde ist, fortfahren. Manche von ihnen wissen diese Sagen auswendig, andre haben sie gedruckt oder geschrieben vor sich. Zu ihren Zeitvertreiben gehört auch, daß sie Verse vorlesen, oder schlecht genug absingen. Außerdem vergnügen sie sich auch damit, daß sich eine Manns- und eine Frauensperson bei der Hand fassen, und wechselsweise Lieder singen, die auf einander passen, und wobei das Chor zuweilen mit einstimmt. Ein Fremder findet hieran wenig Vergnügen; denn die Isländer singen überhaupt sehr schlecht ohne

Takt

Takt und ohne Annehmlichkeit, besonders da sie von den neuern Annehmlichkeiten der Musik nicht die geringste Kenntniß haben. Troil sah in Island zwei musikalische Instrumente: Laangspil, mit sechs Saiten von Messing, und Fidla, mit zwei Saiten von Pferdehaaren. Beide wurden mit einem Bogen gestrichen. Er hörte auch noch von einem dritten Instrumente, Symphon, reden, aber er hat es nicht gesehen.

Zu ihren Zeitvertreiben gehören noch: ein Spiel, bei welchem sich einer verkleidet; eine Art von polnischem Tanze, welcher von zehn bis zwölf Mannspersonen angestellt wird, und wobei die Kunst darin besteht, durch den Ring zu brechen, ohne die Ordnung zu trennen; Ringen; mit Kugeln auf dem Eise spielen; in die Wette reiten, u. d. m.

In Ansehung ihrer Spiele sind sie wegen des Schachspielens bekannt. Vordem spielten sie zwei Arten von Schach, wovon sie das eine Jungfernschach, das andere Ritterschach nannten. Itzt ist nur das erste allein gebräuchlich. Sie vergnügen sich auch mit dem Bretspiel, und spielen ein Spiel damit, worin die Steine ohne Würfel, mit verbundenem Auge, nach einem alten Liede,

das man auswendig wissen muß, gesetzet werden. Sie spielen auch mit Karten. Aber alles dieses spielen sie blos zum Vergnügen, ohne Geld aufs Spiel zu setzen, welches doch vormals gewöhnlich gewesen seyn muß, weil eins ihrer alten Gesetze darauf eine Strafe setzet.

Dritter Abschnitt.

Von der Kleidertracht der Isländer.

Die Isländer haben ihre alte Kleidertracht in neuern Zeiten wenig oder gar nicht verändert. Sie ist zwar nicht zierlich und geputzt, aber doch reinlich, nett, und schicklich für das dortige Clima. Die Mannspersonen tragen allenthalben ein leinenes Hemde auf dem bloßen Leibe, und darüber ein Bootsmannswams und weite Beinkleider. Wenn sie reisen, so tragen sie noch einen kleinen Ueberrock darüber, und das alles von schwarzem groben Tuche. Nur die Einwohner auf der Nordseite von Arnarfiord tragen Kleider von weißer Farbe. Auf dem Köpfe tragen sie einen dreieckigen großen Hut, und an den Füßen wollene Strümpfe und isländische Schuhe.

Die

Die meisten Isländer machen sich ihre Schuhe selbst aus Ochsenhaut, meistens aber aus Schafsleder, und zwar auf diese Art. Sie schneiden ein viereckiges Stück Leder zurecht, das etwas weiter als der Fuß lang ist, nähen solches vorn bei den Zähen und hinten bei den Fersen zusammen, und binden es dann mit einem Riemen fest. Diese Schuhe sind da, wo das Land eben ist, recht gut zu gebrauchen, zwischen Klippen und Steinen aber würden Fremde nicht darin fortkommen, ohnerachtet die Isländer, die ihrer gewohnt sind, sich auch da ihrer, ohne Unbequemlichkeit, bedienen. Von ihren Fischerkleidern soll weiter unten geredet werden.

Auch die Frauensleute gehen überall in schwarzen Wadmel gekleidet. Ueber das Hemde, welches über der Brust zusammengenähet ist, tragen sie ein Leibstück, und darüber ein vorn zusammengeschnürtes Kamisol, mit langen schmalen Ermeln, die bis an die flache Hand herunter gehen. An den Oeffnungen, an der Seite des Arms, haben sie Knöpfe von getriebener Arbeit, nebst einem Blatte an jedem Knopfe, worein der Bräutigam, wenn er sie kauft, um seiner Braut ein Geschenk damit zu machen, seinen und

P 4 seiner

seiner Braut Namen setzen läßt. Oben an dem Fütterhemde wird ein kleiner schwarzer Kragen festgemacht, etwa drei Finger breit, meistens von Sammt oder Seide, und oft mit einer Schnur von Goldfaden besetzt. Der Rock ist auch von Wadmel, und geht bis auf die Fußgelenke herunter. Oben an demselben sitzt ein Gürtel von Silber oder Metall, woran die Schürze fest gemacht wird. Diese ist gleichfalls von Wadmel, und oben mit einigen Knöpfen von getriebener Arbeit geziert. Ueber diese Kleidung ziehen sie eine Oberkleidung, die fest am Halse und an den Armen zuschließt, und etwa eine Hand breit kürzer ist, als der Unterrock. Sie ist ganz herunter mit einem Aufschlage versehen, welchen die meisten Isländerinnen selbst weben, und der wie geschorner Sammt aussieht. An den Fingern tragen sie viele Ringe von Gold, Silber und Messing.

Ihr Kopfputz besteht aus verschiedenen Tüchern, die sie um den Kopf wickeln, fast zweimal so hoch, als das Gesicht ist. Sie werden mit einem seidenen Schnupftuche fest zugebunden, und dienen mehr zur Wärme, als zum Putze. Doch dürfen die Mädchen, ehe sie mannbar geworden sind, solche nicht tragen.

Bei ihren Hochzeiten sind sie auf eine ganz besondere Art geschmückt. Auf dem Kopfputze, dicht am Gesicht, trägt die Braut eine silberne vergoldete Krone, und um den Hals zwei Ketten, wovon die eine lang vor der Brust herunter hängt, die andere aber über die Schultern liegt. Ueberdem hat sie um den Hals eine kleinere Kette, worin meistentheils ein Herz hängt, welches geöffnet werden kann, und worin sie Balsam oder andere wolriechende Sachen bewahren. Diese Kleidertracht tragen alle und jede isländische Frauensleute, geringe und vornehme, keine ausgenommen, nur mit dem Unterschiede, daß die Aermern solche von grobem Wadmel, und die Zierrathen von Messing haben. Die Reichern aber tragen feineres Tuch, und Zierrathen von vergoldetem Silber.

Vierter Abschnitt.

Von den Wohnungen und Gebäuden der Isländer.

Die Wohnungen sind nicht im ganzen Lande gleich. Nach einigen Beschreibungen sollen sie in Nordisland ziemlich gut

seyn, aber in dem Theile von Island, den Troil gesehen hat, waren sie sehr schlecht, wenn man die auf königliche Kosten gebauten Häuser für die königlichen Beamten ausnimmt. An einigen Orten sind die Wohnungen und Gebäude von Treibholz gebauet; an andern sind sie von Lava aufgesetzet, beinahe auf eben die Art, wie man zur Befriedigung dienende Steinmauern zu verfertigen pflegt, so daß Moos zwischen der Lava gestopft ist. Einige sind auch inwendig an den Brettern ausgeschlagen. Das Dach wird mit Rasen gedeckt, die über Sparren, bisweilen auch über Ribben von Wallfischen gelegt werden. Das leztere ist zwar köstbarer, aber auch dauerhafter, als das Holz. Das Sparrwerk ruhet auf vielen in der Länge liegenden Balken. Die Wände sind ohngefehr drei Ellen hoch, und der Eingang ist etwas niedriger. Die Thür macht den Eingang zu einem langen Gange, der etwa drei Ellen breit ist, und wohin das Licht durch einige Löcher im Dache fällt, über welche ein Tonnenband mit einer Haut überzogen gelegt ist. Am Ende dieses Ganges ist eine Kammer, worin die Frauensleute ihre Geschäfte verrichten, und wo auch gemeiniglich der

Herr-

Herr des Hauses mit seiner Frau schläft. Dies Zimmer ist an den Seiten mit Bretern ausgeschlagen, hat einen Fußboden und eine Decke, bisweilen auch kleine Glasfenster, aber keine Feuerstelle. An den Seiten des langen Ganges sind vier Stuben, an jeder Seite zwei, wovon eine zur Küche, eine zum Eßzimmer, eine zur Milchkammer, und eine zur Gesindestube dient; aber diese alle haben weder Decke noch Fußboden, sind auch selten mit Brettern an den Wänden versehen. Die Fenster darin bestehen aus Lederhaut, Schafshaut, oder aus den Häuten, welche die Frucht im Mutterleibe umgeben. Diese werden über eine Oeffnung im Dache auf einem Tonnenbande ausgespannet. Ueber diese Löcher läßt man bei Sturmwetter eine hölzerne Luke fallen. In der Küche ist nicht einmal ein Schorstein, sondern die Feurung liegt auf der Erde zwischen den Steinen, und der Rauch muß durch ein viereckiges Loch im Dache herausziehen.

Außer diesem Hause haben die Einwohner auch noch eine Bude für ihre Fische, bisweilen auch eine für ihr Kleidergeräthe, und nicht weit davon für ihre Viehhäuser. In den schlechtern Häusern gebraucht man zu Fen-

Fenstern die Haut, welche bei dem Viehe um den Magen herum liegt, und die nicht so klar ist, als die andern obenangeführten Häute.

Fünfter Abschnitt.

Von den Speisen der Isländer.

Die Vorrathshäuser der Isländer sind zwar an wenigen Orten so reichlich versehen, daß man alles, was hier angeführt werden wird, auf einmal darin findet; aber einiges davon muß doch darin anzutreffen seyn, indem die Nahrung des Isländers in folgenden Dingen bestehet.

Brodt von verschiedener Art, am meisten aber noch sauern Zwieback von Kopenhagen. Viel davon giebt es zwar nicht, weil es dort etwas theuer ist; aber auf Hochzeiten und bei Gastereien muß es doch seyn. Einige backen sich, statt dessen, selbst Brodt von Rockenmehl, dergleichen sie sonst auch von Kopenhagen bekommen. Wenn sie sich selbst Brodt backen, so geschieht es auf folgende Art. Das Mehl wird mit gegohrnen sauern Molken zu einem Teige geknetet, woraus hernach Kuchen gemacht werden, die eine halbe Elle breit, und drei Daumen dick sind. Diese werden

den in Wasser oder Molken gekocht, und darauf auf einem heißen Steine oder einer eisernen Platte getrocknet.

Mehl von Felsengras (Lichen Island). Wenn dies gereiniget und fest eingepackt ist, so kostet die Tonne einen Reichsthaler. Es wird erst abgewaschen, dann schneiden einige es in kleine Stücken, die meisten aber trocknen es am Feuer oder an der Sonne, legen es hernach in einen Beutel, worin es, stark geklopft, und dann zu Mehle gestoßen wird.

Mehl von Kornsyra (Polygonum bistort.) wird auf eben die Art gemacht; ingleichen Mehl von zwei Arten wilden Getreides (Arundo arenaria und Arundo foliorum lateribus convolutis). Dies wird ausgerieben, gestoßen und klein gemahlen.

Saure Butter. Der Isländer braucht selten frische oder gesalzene Butter, sondern läßt sie sauer werden. Man kann sie auf die Art zwanzig Jahre und noch länger erhalten. Die Isländer halten sie für gesünder und wolschmeckender, als die bei uns gewöhnliche Butter. Sie wird, je älter sie ist, für desto besser gehalten, und man rechnet dann ein Pfund so gut, als zwei Pfund andere Butter.

Gekochte

Gekochte Molken, bis sie so dick werden, als sauere Milch. Man hebt sie bis zum Winter auf.

Fische von allerhand Art, sowol an der Sonne als an der Luft getrocknet; sowol gesalzen als gefroren. Die leztere Art wird von vielen vorgezogen.

Fleisch von Rindvieh, Schafen und Vögeln, welches theils eingesalzen, theils geräuchert, theils in Tonnen, mit gegohrnen saueren Molken darüber, eingelegt wird.

Käse aus Molken zusammen gekocht, der recht gut ist. Aber die Kunst, andere Käse zu machen, ist verlohren gegangen; doch wird in Ostisland ziemlich gut zubereiteter Käse verkauft.

Die Knochen und Knorpel von Rindvieh und Schafen, ingleichen die Gräten von Dorschen werden so lange in Molken gekocht, bis sie ganz aufgelöset worden sind. Darauf lassen sie es gähren, und essen es hernach mit Milch.

Aufgelegte Milch, oder sauere Milch, woraus die Molken gepreßt sind, wird in Tonnen oder Gefäßen verwahrt; bisweilen wird sie mit Affen- und Wacholderbeeren vermischt, und mit süßer Milch gegessen.

Sauere

Sauere Molken, die man auch in Tonnen aufhebt und gähren läßt. Sie werden nicht eher für gut gehalten, als bis sie ein Jahr alt sind.

Sie haben ein Getränk, welches aus Wasser und einem Zwölftheil saueren Molken besteht. Im Winter vermischen sie es mit Thymian oder Affenbeersaft.

Außerdem essen sie allerhand Kräuter, die theils wild wachsen, theils gepflanzet werden; ingleichen Muscheln und Schwämme.

Die Isländer essen überhaupt dreimal des Tages, um sieben, um zwei, und um neun Uhr. Des Morgens und Abends essen sie gemeiniglich aufgelegte Milch, bisweilen mit Affen- und Wacholderbeeren, und mit süsser Milch vermischet. An einigen Orten essen sie Grütze oder Brei von Felsengras, die recht gut schmecken; ingleichen geronnene Milch, welche so lange gekocht wird, bis sie ganz roth aussieht, oder auch süße Milch, die stark gekocht ist. Des Mittags besteht ihre Speise in trocknen Fischen, worüber sauere Butter geschmiert wird, oder sie essen auch frische Fische, wenn sie Gelegenheit und Vermögen dazu haben, etwas weniges Brodt und Käse dazu. Einige erzählen, die Isländer

länder äßen keine Fische, ehe sie verfault wären; aber dies kommt wol daher, daß sie die Fische gern essen, wenn sie etwas angekommen sind. Denn sonst essen sie viele frische Fische, doch so, wie andre Speisen, oft ohne Salz.

Des Sonntags und in der Erndtezeit essen sie Fleischsuppe, die oft, statt des Wassers, in sauren Molken gekocht ist; und im Winter ißt man geräuchertes Fleisch.

Das gewöhnliche Getränk der Isländer ist Milch, sowol so warm, wie sie gemolken wird, als auch kalt, gekocht, auch Buttermilch, bisweilen mit Wasser vermischt, bisweilen ohne solches. An den Küsten aber trinken sie mehrentheils das oben erwähnte Getränk, nemlich Wasser mit sauren Molken vermischt, ingleichen bloße saure Milch, die ohne Rohm die Tonne zu ⅔ Reichsthaler verkauft wird. Einige lassen sich auch bisweilen Bier aus Kopenhagen kommen, und andre brauen auch wol selbst. Bei einigen der vornehmsten Landeseinwohner trifft man auch wol Franzwein und Kaffee an. Der gemeine Mann trinkt bisweilen Thee, wozu er die Blätter von Dryas octopetala und Veronica officinalis (Ehrenpreis) gebraucht.

So

So ist die Lebensart in Island gewöhnlich beschaffen. Mehr oder weniger Vermögen macht indessen, daß man sich darin mehr oder weniger einschränkt, so, daß, wenn ein Bauer, der sich gut steht, Fleisch, Butter und Hayfisch oder Wallfisch ißt, der ärmere sich mit schlechtern Fischen, Milchgrütze von Felsengras, den Knochen und Knorpeln von Rindvieh und Schafen, und den Gräten von Dorschen behelfen muß. Man kann also nicht sagen, daß sie Mangel an Eßwaaren hätten. Inzwischen ist das Land doch verschiedentlich mit einer großen Hungersnoth geplagt gewesen, welche aber größtentheils durch das grönländische Treibeis verursacht wird. Denn wenn dies in großer Menge ankommt, so verursacht es, daß kein Gras wachsen kann, und hindert die Einwohner am Fischfange.

Das Fleisch vom Wallfisch und Hayfisch wird entweder gekocht und gesalzen, oder an der Luft getrocknet, sieht fast aus wie ranzichter Speck, und schmeckt so widerlich, daß ein kleiner Bissen, den D. Troil und seine Reisegefährten davon nahmen, sie vom Tische jagte, ehe sie sonst daran gedacht hätten, aufzustehen.

Sechster Abschnitt.

Von den Arbeiten und der Zeitrechnung der Isländer.

Die Isländer beschäftigen sich gewöhnlicherweise fast überall mit der Fischerei und Viehzucht.

An den Küsten sind die Mannspersonen, sowol im Winter als im Sommer, beständig auf dem Wasser, und wenn sie des Abends bei ihrer Zuhausekunft die Fische aufgeschnitten und ausgenommen haben, so überliefern sie solche den Frauensleuten, die sie trocknen müssen. Im Winter, wenn das Wetter so übel ist, daß die Männer nicht zur See gehen können, müssen sie auch das Vieh warten und Wolle spinnen, und im Sommer Heu mähen, Torf stechen, die nöthige Feurung holen, Schafe und Böcke, die auf den Felsen verirrt sind, wieder suchen, und sich mit Schlachten beschäftigen. Sie walken sich auch ihr Wadmel oder grobes Tuch selbst, wozu sie sich des Urins bedienen, den sie auch beim Waschen und Eintauchen, statt der Seife und Asche, gebrauchen. Die Mannspersonen bereiten auch Leder, wobei sie sich, statt

der

der Birkenrinde, des Johanniswedels (Spiraea ulmaria) bedienen. Einige beschäftigen sich auch damit, daß sie in Gold und Silber arbeiten, worin sie gar nicht ungeschickt sind, und bisweilen bringen sie es auch in mechanischen Arbeiten ziemlich weit.

Als ein Beweis davon verdient es angeführt zu werden, daß ein Bauer vor einigen Jahren einen Schlitten in Form eines Schiffes verfertigte, womit vier bis fünf Personen im Winter auf einem ebenen Felde segeln konnten. Nur war es Schade, daß zwei von seinen Söhnen, als sie an einem Sonntage mit diesem Schlitten von der Kirche nach Hause fahren wollten, sich damit umsegelten, wodurch das Fahrzeug zerbrochen wurde.

An der Westseite des Landes macht man von Treibholz weite Gefäße zu drei bis zwölf Tonnen, die, nachdem sie groß sind, mit vier bis sechs Reichsthalern bezalt werden.

Die Frauensleute bereiten die gefangenen Fische, besorgen das Vieh und dessen Wartung, haben mit der Wolle und der Milch zu thun, nähen, spinnen und sammeln Eier und Dunen. Wenn sie des Abends bei Licht arbeiten, so haben sie, statt eines Stundenglases, Lampen mit Tochte von Schotenwei-

derich (Epilobium), in Thran eingetaucht, und diese sind so eingerichtet, daß sie vier, sechs bis acht Stunden brennen.

Ihre Arbeiten und Geschäfte sind gewissermaßen durch ihr Dorfrecht sehr gut bestimmt. Hierin ist ihnen vorgeschrieben, wie viel Arbeit sie den Tag über verrichten müssen; aber damit werden sie itzt selten mehr fertig, ob es gleich darin die Arbeit eines Mannes von mittlern Kräften genannt wird. Nach dieser Vorschrift soll eine Mannsperson in einem Tage so viel Heu mähen, als auf dreißig Klaftern gemisteten Landes im Quadrate wächst; oder er soll auch siebenhundert Stücke Torf stechen, acht Fuß lang und drei Fuß breit. Wenn so tiefer Schnee fällt, daß er den Pferden bis an den Bauch geht, so soll er täglich für hundert Schafe den Schnee wegschaufeln. Eine Frauensperson aber soll so viel Heu mit dem Rechen zusammen bringen, als drei Mannsleute mähen, oder sie soll des Tages drei Ellen Wadmel weben. Doch waren die alten isländischen Ellen kleiner, als die itzt gebräuchlichen.

Dagegen ist einem Knechte an Lohn bestimmt: vier Rthlr. und zwölf Ellen Wadmel; einem Mädchen aber: zwei Rthlr. und

fünf

fünf Ellen Wadmel. Wenn sie vom Lande zum Fischen ausgeschickt werden, so wird ihnen, nach eben dem Dorfrechte, zugestanden: vom 25sten September bis den vierzehnten Mai, 6 Liespfund Butter und 18 Liespfund trockne Fische auf den Mann, welches viel zu seyn scheint, aber auch das Einzige ist, wovon sie leben müssen. Wenn sie aber zu Hause sind, und also Milch und dergleichen bekommen können, so wird auf einen Mann nur fünf Pfund trockne Fische, und drei Viertelpfund Butter für jede Woche zugestanden.

Da die Zeitrechnung der Isländer nicht nach dem Laufe der Sonne, sondern nach ihren Arbeiten bestimmt ist, so ist hier der beste Ort, auch davon etwas zu sagen. Ob sie gleich dort eben so, wie wir, vier Jahreszeiten haben, so rechnen sie doch nur zwei. Der Sommer nimmt am Donnerstage vor dem 16ten April, und der Winter am Freitage vor dem 18ten Oktober seinen Anfang. Während der ersten Zeit verrichten sie ihre Sommerarbeiten, und während der andern nehmen sie ihre Winterbelustigungen vor. Diese zwei Jahreszeiten werden hernach eben so, wie bei uns, in zwölf Monate eingetheilt, welche die gewöhnlichen Namen haben, in ih-

ren alten Sagen aber, und auch noch bei dem gemeinen Manne, anders benannt werden.

Tag und Nacht zusammen wird nicht in gewisse Stunden, sondern in acht ungleiche Abtheilungen eingetheilt.

Wenn sie wissen wollen, was die Uhr ist: so geben sie sowol auf den Lauf der Sonne, als auch auf Ebbe und Fluth, Acht. Mehrentheils aber bedienen sie sich einer Kunst, den Lauf der Zeit an den Fingern auszurechnen. Und hiebei bedienen sie sich häufig des Bischofs Jon Arnesei dactilismi ecclesiastici oder Fingerreim (Kopenhagen 1738 in 8.). Uhren werden selten bei ihnen gefunden, doch hat fast jeder Bauer ein Stundenglas.

Siebenter Abschnitt.

Von den in Island im Schwange gehenden Krankheiten.

Das Clima des Landes, und die dort befindliche reine Luft trägt ungemein viel dazu bei, die Isländer stark zu machen, obgleich ihre Nahrung und Lebensart ihnen oft daran hinderlich seyn mag. So genießen

z. B.

z. B. ihre Kinder nicht länger als zwei bis drei Tage Muttermilch, und werden hernach mit Kuhmilch aufgefüttert, die noch dazu in theuern Jahren mit Mehl und Wasser vermischt wird. Dies soll zwar auch an einigen Orten in Finnland geschehen, aber die verschiedene Lebensart kann das in Island ungesund machen, was an andern Orten weniger gefährlich ist; und man kann überhaupt mit Grunde behaupten, daß die Nahrung und Lebensart in Island die Kräfte der Einwohner nicht vermehren könne. Man sieht auch selten, daß einer über funfzig bis sechszig Jahr alt wird, und die meisten werden in ihren besten Jahren von vielen und harten Beschwerden angegriffen. Doch findet man einige, die achtzig Jahr und drüber alt werden.

Es ist besonders, daß unter dem weiblichen Geschlechte, welches dort, so wie an andern Orten, meistentheils älter zu werden pflegt, als die Mannspersonen, diejenigen vorzüglich ein hohes Alter erreichen, die viele Kinder gehabt haben. Deren giebt es aber hier viele, weil die Frauen hier überhaupt sehr fruchtbar sind, und man oft Mütter

 findet,

findet, die zwölf bis funfzehn Kinder zur Welt gebracht haben.

Unter den dort vorzüglich gangbaren Krankheiten ist der Scharbock die gemeinste. In den isländischen Sagen geschieht seiner zuerst im Jahr 1289 Meldung, in welchem er sich auf der norwegischen Flotte zeigte, als König Erich mit Dännemark Krieg führte. Bei einigen zeigt er sich auf die gewöhnliche Art; bey andern aber bringt er fürchterliche Symptomen hervor, und bekommt dann den Namen Aussatz, welcher aber doch nicht mit der vormals in den Morgenländern gewöhnlichen und schrecklichen Krankheit überein kommt. Er zeigt sich hier in Geschwülsten, meistentheils an Händen und Füßen, bisweilen aber auch an andern Theilen des Leibes. Die Haut wird glänzend und bläulich; die Haare fallen aus; Gesicht, Geschmack, Geruch und Gefühl nehmen ab, ja sie verschwinden oft ganz; an den Armen, den Füßen und im Gesicht zeigen sich Beulen; der Athem wird schwer und übelriechend; man empfindet unglaubliche Schmerzen in den Gebeinen; ein Ausschlag breitet sich über den ganzen Körper aus; und endlich

 entste-

entstehen große Wunden, die den Kranken meistens ins Grab begleiten.

Die Isländer brauchen dagegen blutreinigende Decocte, trockne und nasse Bäder, worin Wacholderbeeren gekocht worden sind, am meisten aber merkurialische Mittel, wodurch die Krankheit bei ihrem Anfange gehoben werden kann. Sie ist nicht ansteckend, aber doch erblich; und es ist merkwürdig, daß bisweilen zwei Generationen davon ganz frei seyn können, und sie sich bei der dritten aufs neue zeigt. Sie ist auch nicht immer gleich tödtlich, und viele können zwanzig bis dreißig Jahre damit geplagt seyn.

Die Gicht in den Händen bekommen die mehresten Mannspersonen, die aufs Fischen ausgehen, vermuthlich, weil sie mit den Händen in der Kälte das nasse Fischgeräthe anfassen und regieren.

Die Rose ist nicht selten. Man braucht hier dafür Regenwürmer (Lumbricus terrestris), die man lebendig auf die schadhafte Stelle bindet, und zwar immer wieder frische, wenn die ersten trocken sind, bis die Krankheit gehoben ist.

Die Gelbsucht, das Brustfieber, und die Pleuresie, die bisweilen ansteckend ist, und

 dann

dann einen andern Namen bekommt, entstehen oft von Verkältungen.

Durchlauf und Milzsucht sind auch nicht selten, und obstructio mensium ist ganz gewöhnlich. Die englische Krankheit hat sich auch in den leztern Jahren an einigen Orten gezeigt, venerische Krankheiten aber erst im Jahr 1753, und man trägt sich im Lande mit verschiedenen Liedern über die Art und Weise, wie die leztern dahin gebracht seyn sollen.

Außer den blutreinigenden Kräutern, die sich in Island finden, giebt es auch dort sehr viele warme Bäder, die den Einwohnern bei ihren Kuren nicht wenig Nutzen schaffen. Es ist auch dort eine Apotheke eingerichtet, und es sind vier Hospitäler für die Armen und Aussätzigen angelegt worden, worüber ein Landphysicus die Aufsicht hat, dem zugleich der Apotheker darin behülflich seyn muß.

Achter Abschnitt.

Von der Viehzucht, der Fischerei und dem Vogelfange der Isländer.

Diejenigen, welche an den Küsten wohnen, beschäftigen sich das ganze Jahr hindurch fast immer mit Fischen, und diejenigen, welche höher im Lande hinauf wohnen, kommen doch zu gewissen Zeiten deshalb herunter.

Jeder Hausvater hat selbst seine besondern Fischerkleider, und muß seinen Knechten, sobald sie zur See aufs Fischen ausfahren, dergleichen Kleider geben. Sie werden aus Schafs- oder Kalbleder gemacht, und während ihrer Zubereitung oft mit Thran eingeschmieret. Sie bestehen aus folgenden Stücken: Beinkleider und Strümpfe in einem Stücke, die hoch über die Hüften herauf gehen, und fest zugeschnürt werden; ein weites Wamms, welches um den Hals und mitten um den Leib wol zugeschnürt wird; dicke gewalkte Strümpfe von steifer Wolle; und Wasserschuhe von dickem Leder.

Ihre Böte sind gemeiniglich nicht groß; die mehresten tragen nur einen bis vier Mann, und damit fischen sie nahe am Ufer herum. Mit den größern Böten aber, die zehn bis sechszehn Mann fassen, und die mit Segeln versehen sind, begeben sie sich oft vier bis acht Meilen in See.

Auf einem solchen Fahrzeuge ist allemal ein Vorsteher, der bei dem Steuer sitzet, und dessen Befehlen die übrigen gehorchen müssen. Auf seinen Wink versammeln sich alle zur bestimmten Zeit bei dem Boote, mit Fischerleinen, Angeln, Lockspeise für die Fische, wozu sie mehrentheils Muscheln, bisweilen auch Fleisch von vierfüßigen Thieren und Vögeln gebrauchen, und mit einem Messer. Sobald das Boot vom Strande ist, nehmen sie alle ihre Hüte und Müzen ab, bitten um einen glücklichen Fang, befehlen sich dem göttlichen Schutze in einem Gebete und einem Liede, und begeben sich dann in See. Wenn sie an die Stelle kommen, wo sie sich einen glücklichen Fang vermuthen: so sitzen zwei Leute bei den Rudern, damit das Boot von dem Strome nicht möge aus der Stelle bewegt, und die Fischerleinen nicht mögen verwickelt werden. Man fährt den ganzen

Tag fort zu fischen, und wenn man so viel fängt, daß das Boot die Fische nicht mehr tragen will, so schneidet man ihnen die Köpfe ab, und wirft diese mit den Eingeweiden ins Meer. Dadurch sind sie nicht nur im Stande, eine größere Menge Fische ans Land zu bringen, sondern sie locken auch dadurch eine Menge Insekten an den Ort, und diese ziehen wieder mehrere Fische herbei.

Bei der Zurückkunft werden alle Fische ans Land gebracht, und in verschiedene gleiche Loose getheilt. Ein Loos bekommt derjenige, dem das Boot gehört, wenn er auch nicht mit zur See gewesen ist, und dieses Loos heißt die Schiffsmiethe. Eins bekommt der Steuermann; eins der, welcher die Segel regiert hat, und endlich bekommt jeder Fischer ein Los. Solche gleiche Theilung aber geschieht nur mit kleinern Fischen. Sollte aber einer im Boote so glücklich gewesen seyn, eine Hillbutte herauf zu ziehen, so wird diese zwar auch in so viele Theile zertheilt; aber derjenige, welcher sie gefangen hat, bekommt die drei besten Theile allein.

Nachdem sie gelooset haben, schneidet jeder seinen Fischen den Kopf ab, nimmt die Eingeweide heraus, schneidet sie auf der

Seite des Bauches von oben bis unten auf, und nimmt den Rückgrad von da, wo er oben am Kopfe sitzt, bis ans dritte Glied unter dem Nabel heraus. Ist das Wetter so beschaffen, daß sie Hoffnung haben, den Tag darauf die Fische an der Luft zu trocknen, so legen sie solche mit der Fleischseite gegen einander; wenn das Wetter aber dazu nicht günstig scheint: so legen sie die zerschnittenen Stücke auf einen Haufen mit der Hautseite nach oben zu. Liegen die Fische zu lange auf einander, so werden sie schadhaft, und hernach von den Kaufleuten für einen geringen Preis gekauft. Wenn es die Witterung erlaubt, so werden diese Fische den folgenden Tag jedes besonders auf Steine oder auch aufs Ufer gelegt, und von den Frauenspersonen fleißig umgewandt, bis sie völlig trocken sind, womit aber vierzehn Tage, und wol noch eine längere Zeit hingehen kann. Man nennt die auf diese Art zubereiteten Fische, Plattfische.

An einigen Orten trocknet man die Fische nicht auf diese Art, sondern man zieht sie, nachdem sie aufgeschnitten sind, reihenweise auf Stangen, und legt sie kreuzweise in ein dazu erbauetes Haus hin, welches fast wie

ein Nothstall aussieht, worin die Schmiede die Pferde zu beschlagen pflegen. Der auf diese Art zubereitete Fisch heißt, Hengfisch.

Der größte und meiste Fang besteht in Dorschen, wovon man in Island verschiedene Arten, unter verschiedenen Benennungen, hat. Außerdem giebt es auch Butten oder Schollen, Heringe, Lachs, Lachsforellen, Forellen u. a. m. Von den leztern hat man bemerkt, daß wenn sie durch die Flüsse und Bäche den in Island befindlichen warmen Quellen nahe kommen, sie sich gerne in dem laulichen Wasser aufhalten, und darin so fett werden, daß sie kaum zu genießen sind.

Von dem Wallfische finden sich hier gleichfalls verschiedene Arten. Eine davon ist durch alte Verordnungen, und besonders durch das Kirchengesetz, zu essen verboten. Die Isländer glauben, daß diese besonders begierig auf Menschenfleisch sind, und fischen daher nicht an solchen Stellen, wo sie sich sehen lassen. Die übrigen Arten von Wallfischen aber werden bisweilen von ihnen sowol mit Harpunen gestochen, als mit Netzen gefangen; doch wagen sich die Isländer nicht gern, die größern Arten anzugreifen, weil ihre Böte nur klein, und sie nicht ge-

nung mit Geräthschaften dazu versehen sind. Ja, sie haben für einige, wenn sie auf der See sind, eine solche Achtung, daß sie es nicht einmal wagen, ihre Namen zu nennen, sondern im Boote Schwefel, Wacholderreiser und dergleichen bei sich führen, um sie zu verjagen. Doch geschieht es wol zuweilen, daß sie einige von der größern Art fangen, und zwar auf die Art, wenn der Fisch bei hohem Wasser nahe ans Land geht, und nicht so geschwinde, als das Wasser zurückläuft, mit zurück kommen kann, da sie ihn dann mit Lanzen und Steinen tödten.

Zur Fischerei muß auch der Seehundsfang gerechnet werden, der an vielen Orten ganz beträchtlich ist. Man findet hier vier Arten derselben. Sie sind im Winter am fettesten, und geben drei bis vier Liespfund Speck, wovon jedes Liespfund $3\frac{1}{2}$ Kanne Oel giebt. Im Sommer aber sind sie sehr mager. Ihr Fleisch wird gegessen, und der Speck wird, das Liespfund zu fünf Ellen, die Haut aber nach dem Gewichte, und zwar das Liespfund zu sechszig Ellen, verkauft.

Nächst der Fischerey macht die Rindviehund Schafzucht die mehreste Nahrung der Isländer aus.

Ihr

Ihr Rindvieh ist nicht groß, aber doch sehr fett und gut. Es ist unrichtig, wenn einige behaupten, daß es gar kein Rindvieh mit Hörnern gebe; aber wahr ist es, daß es selten Hörner hat.

Die meiste Zeit des Jahres haben sie ihr Rindvieh zu Hause auf ihren Höfen; einige aber haben doch Aufenthaltsplätze für ihr Vieh am Gebirge, wohin sie es den Sommer über schicken, bis die Heuerndte vorüber ist. Dem Vieh wird zu seiner Wartung ein Hirte mitgegeben, der es hütet, und zwei Frauenspersonen, welche es melken, und Butter und Käse machen. Man findet oft auf den Gebirgen wildgehende Stiere, die man im Herbste wieder nach Hause treibt; indem ein jeder die seinigen an seinem eingebrannten Zeichen wieder erkennt.

Das meiste Futter des Viehes ist Heu, und für jede Kuh wird zum Wintervorrath ein Schober gerechnet, welcher aus dreißig Kapal gedüngtem, und vierzig Kapal ungedüngtem Heue besteht. Ein Kapal aber ist ungefehr so viel, als zwölf bis funfzehn Liespfund, und gedüngtes Heu heißt das, was auf gedüngtem Acker wächst. In Ermangelung dieses Futters bekommen sie an

einigen Orten Steenbitr (Blennius maculis decem et ultra nigris, utrinque ad pinnam dorsi radiis pinnae dorsalis pungentibus), einen Fisch, der nebst den Köpfen und Gräten der Dorsche klein geklopft, und mit einem Viertel kleingeschnittenem Heu vermischt wird. Das Vieh ißt dies gerne, und giebt auch gute Milch darnach; doch soll die Milch davon einen Beischmack bekommen, so daß man es nur blos im Nothfalle gebraucht.

Der gewöhnliche Preis der Kühe, so wie der Pferde, ist hundert und zwanzig Ellen, wovon dreißig einen Reichsthaler ausmachen. Bessere werden jedoch bisweilen mit acht bis zehn Rthlr. bezalt. Mit den Pferden haben die Isländer noch weniger Beschwerde. Einige halten wol im Winter Reitpferde auf dem Stalle; aber sonst suchen sich die Pferde überhaupt selbst ihr Futter, und wenn viel Schnee fällt, so muß man solchen für sie aufschaufeln lassen. Fehlt es an Nahrung für sie auf dem Lande, so suchen sie sich die Seekräuter an den Ufern.

Keine Viehzucht aber wird in Island so stark getrieben, als die Schafzucht. Da sich die Schafe dort so leicht ernähren können, so schen sie auch die Schafzucht für weniger beschwer-

schwerlich und kostbar an, als andere, und man findet sehr oft Bauern, die zwei bis vierhundert Schafe haben. Ehe in den Jahren von 1740 bis 1750 die Schafpest wütete, sah man Heerden von tausend bis zwölfhundert, ja noch mehr Schafen, die einem einzigen Mann zugehörten.

Die isländischen Schafe haben alle gerade in die Höhe stehende Ohren, kleine Schwänze, und häufig vier bis fünf Hörner. An einigen Orten hält man sie des Winters im Stall, aber an den mehresten läßt man sie sich selbst auf dem Felde ihr Futter suchen. Wilde Schafe giebt es gar nicht.

Ihr Futter ist Gras und Kräuter, und sie werden besonders von Löffelkraut (cochlearia) so fett, daß sie ein Liespfund Talg und darüber geben. Zum Wintervorrath rechnet man auf ein Lamm einen Kapal gedüngtes, und zwei ungedüngtes Heu. In Miswachsjahren aber müssen sie so gut, als das übrige Vieh, mit zerklopften Fischgräten, und dergleichen, vorlieb nehmen.

Gute Schafe geben zwei bis sechs Pott Milch des Tages, wovon man sowol Käse als Butter macht, und die auch, wenn sie gekocht wird, recht gut schmecket.

 Aber

Aber die vornehmsten Einkünfte, die die Einwohner von ihren Schafen haben, kommen von der Wolle her. Diese wird nicht abgeschoren, sondern sie sitzt bis zu Ende des Weinmonats fest, da sie sich von selbst löset, auf einmal abgezogen wird, und wie ein Fell zusammen sitzet. Der Leib ist dann schon wieder mit neuer Wolle bedeckt, die ganz kurz und fein ist, und die schwedische an Güte übertrifft. Fällt, nachdem die Wolle abgefallen ist, ein nasser Frühling ein, so wird denen, welche die wenigste Wolle haben, und am schwächsten sind, Wadmel oder grobes Tuch um den Magen herum genähet.

Ein gutes Schaf muß wenigstens vier Pfund Wolle geben, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man noch wol etwas mehr erhält.

Der Preis für sechs Schafe von zwei bis vier Jahren, mit den Lämmern und der Wolle, ist zur Herbstzeit, nach der Landtaxe, vier Rthlr; ein vierjähriger Hammel wird mit einem Rthlr bezalt, aber der Kaufmann giebt nur vierzig Schillinge.

Man findet an einigen Orten zwar auch Ziegen, aber nicht viele; und es scheint, daß solche in einem Lande, wo kein Holz ist, nicht recht fortkommen. Schweine haben zwar

Kauf-

Kaufleute aus Copenhagen hieher gebracht, aber man sagt, daß es auch damit nicht recht fort will.

Außer diesen Thieren giebt es in Island noch: dreierlei Arten von Hunden; zahme und wilde Katzen; und weiße und braune Füchse. Rennthiere sind erst im Jahr 1770 aus Norwegen hieher gebracht worden, und es scheint, daß sie gut fortkommen werden.

Der Vogelfang ist, besonders was die Seevögel betrifft, in Island sehr wichtig. An allen Ufern findet man diese in Menge, der größte Fang aber geschieht doch an einigen wenigen Orten, wo sie ihre Nester haben. Die Eier derselben gebrauchen die Einwohner selbst, so wie auch ihr Fleisch von den meisten gegessen wird; aber mit ihren Dunen und Federn treiben sie einen vortheilhaften Handel. Es giebt der Vögel eine sehr große Menge, aber der Schwan und der Eidervogel sind davon vorzüglich merkwürdig. Der leztere wird von vernünftigen Haushaltern nie geschossen oder getödtet, sondern man nimmt ihnen in der Legezeit die Dunen, mit denen sie ihre Nester selbst ausfüllen, weg. Während dieser ganzen Zeit kann man von einem Weibchen ein halb Pfund

Thranen erhalten, wovon jedoch die Hälfte abgeht, wenn sie gereinigt werden. Sie werden sodann, das Pfund, für fünf und vierzig Fische, und ungereinigt für sechszehn Fische verkauft.

Neunter Abschnitt.

Von der isländischen Litteratur.

Wenn man gleich nicht mit völliger Gewißheit beweisen kann, daß Othin die Runen mit nach Norden gebracht habe; so ist es doch fast keinem Zweifel unterworfen, daß sie im fünften und sechsten Jahrhunderte daselbst bekannt gewesen sind. Die Schreibekunst war also hier, wo nicht eher, doch gewiß eben so früh, als bei den Deutschen, gebräuchlich.

Den Geschmack an Räzeln, Erzählungen, und an der Dichtkunst brachten die Isländer mit aus ihrem alten Vaterlande nach dieser Insel, wo sie sich niederließen. Während daß solcher unter den vielen Unruhen, welche den ganzen Norden einige Jahrhunderte erschütterten, in Norwegen abnahm, ward er nicht allein in Island, das so vielen Unruhen nicht ausgesetzt war, erhalten; sondern ihre

eigne Sicherheit trieb auch die Einwohner an, sich besonders auf die Geschichte zu legen, um dadurch zu erfahren, was ihre mächtigen Nachbarn vornahmen, und gegen alle, welche darauf lauerten, sie ihrer Gewalt zu unterwerfen, die nöthigen und sichersten Maaßregeln nehmen zu können.

Sie hatten zwar vor Einführung der christlichen Lehre keine Schulen noch öffentliche Oerter, wo die Jugend in den Wissenschaften unterrichtet werden konnte; aber desfalls wurden diese doch nicht ganz verabsäumet. Man gab sich viele Mühe, jungen Leuten, außer der Behendigkeit und Stärke des Körpers, und außer solchen Uebungen, welche sie zu ihrer eigenen und ihrer Mitbürger Vertheidigung geschickt machen konnten, auch gute Einsichten in die Religion, die Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit beizubringen. In den alten Sagen wird daher oft solcher Personen gedacht, die es darin weit gebracht hatten, und man fand bei Annehmung der christlichen Religion schon viele Leute im Lande, die sich aufs Recht und auf die Gesetze verstanden.

Die Isländer entdeckten oft auf ihren vielen Seereisen, worauf sie sich doch des damals noch unerfundenen Kompasses nicht bedie-

nen konnten, wenn sie von dem vorgesetzten Wege abkamen, neue Länder, die hernach wieder lange Zeit in Vergessenheit gerathen sind, und von denen man glaubt, daß sie in weit neuern Zeiten erst gefunden worden sind. So ward Biörn Herjulfsson, als er zu seinem Vater in Grönland reisen wollte, vom Nordwinde an ein ebenes und waldiges Land getrieben, von da er endlich nach einer langen und beschwerlichen Reise, und ohne sich weiter um seine gemachte Entdeckung zu bekümmern, zu seinem Vater kam. Nach dessen Tode gieng er wieder nach Norwegen zurück. Das, was er von seiner vorigen Reise erzählte, erregte bei Leifr Lust, dies Land aufzusuchen. Er begab sich also mit fünf und dreißig Mann zur See, und landete anfangs an ein bergiges ganz mit Schnee bedecktes Land, wo kein Gras zu sehen war. Von da setzte er seine Reise weiter fort, und kam an ein ebenes und mit Holz bewachsenes Land, das er Markland nannte. Mit Nordostwind segelte er von da wieder ab, und kam nach zwei Tagen an eine Insel, die nordwärts von dem festen Lande lag. Hier fuhr er gegen Westen in eine Meerenge, wo sein Schiff bei der Ebbe auf dem Grunde sitzen blieb. Er

ließ es darauf mit Stricken ans Land ziehen, bauete sich da ein Haus, und blieb den Winter über daselbst. Hier fühlte man keine Kälte, und das Gras ward im Winter nur etwas röthlich. Die Tage waren nicht von so verschiedener Länge, als in Island, und am kürzesten Tage war sowol beim Frühstücke, als bei der Abendmalzeit, die Sonne noch über dem Horizonte zu sehen. Wein und Weizen wuchs wild, und dies gab ihm Anlaß, das Land Vinland zu nennen. Hieraus kann man schließen, daß er ziemlich weit herunter nach Süden in Amerika gekommen seyn müsse. Man trieb nachher lange mit den dortigen Einwohnern, die man Skrälingar nannte, einen Handel, der aber mit der Zeit gänzlich aufhörte, so daß auch das Land und der Name desselben in Vergessenheit kam.

Die Dichtkunst war vordem in Island sehr im Flor, und es hat viele berühmte Dichter gehabt. Die Kunst zu schreiben aber kam doch nicht eher recht in Gebrauch, als nach dem Jahre 1000. Die Runen waren zwar vorher im Lande bekannt, und aller Vermuthung nach mit aus Norwegen dahin gebracht worden; aber die Gewohnheit, sie in Steine zu graben, ist wol nicht daselbst üblich gewesen,

indem man keine Runensteine gefunden hat, deren Alter bis auf die Zeit des Heidenthums zurückgeht. Doch wurden sie auf Schilden, bisweilen auch auf Decken und Wänden eingerizet.

Aber als, um das Jahr 1000, die christliche Religion angenommen wurde, bekamen auch die Wissenschaften eine andre Gestalt. Man nahm gleich die lateinischen Buchstaben an, da die Runenbuchstaben, deren in allen nur sechszehn gezält wurden, nicht zureichend waren. Der erste isländische Bischof, Isleif, legte zu Skallholt eine Schule an, und bald darauf hatte man schon vier Schulen, worin die Kinder in der lateinischen Sprache und Theologie, ja auch in einigen Theilen der theoretischen Philosophie unterrichtet wurden. Isländer giengen auch darauf nach fremden Universitäten, nach Erfurt und Paris. Viele aber studierten blos in Island, wohin die beiden berühmtesten isländischen Schriftsteller, Are Frode und Snorre Sturleson gehören. Man kann also mit Grunde sagen, daß Island von der Annehmung der christlichen Religion bis ins Jahr 1264, da es unter norwegische Herrschaft kam, eins der wenigen Länder in Europa, und fast das einzige in Norden gewesen sei, wo die Wissenschaften getrie-

ben und verehret wurden. Es hat auch dieser Zeitpunkt mehr berühmte Männer aufzuweisen, als sich dort hernach bekannt gemacht haben. Man darf nur die alten Sagen lesen, um einzusehen, daß sie in der Sittenlehre, Weltkenntniß, Naturlehre und Astronomie Einsicht gehabt haben; daß sie selbst in der Theologie ziemlich richtige Kenntnisse besessen, und dabei die Kirchenväter gelesen hatten. Besonders aber haben ihre poetischen und historischen Arbeiten, unter der schon einbrechenden Finsterniß, der Zeit selbst getrotzet. Ihre Dichter haben sich sowol in Island, als in den Orkneys und am schwedischen, dänischen, norwegischen und englischen Hofe bekannt gemacht, und das Dichterverzeichniß enthält ihrer nicht weniger, als 240. Die drei vornehmsten derselben sind: Snorre Sturleson, der 1241; Olafr Hvitaskald, der 1259; und Sturla Thordson, der 1284 starb. Ihre Arbeiten sind zum Theil stückweise gedruckten und ungedruckten Sagen eingerückt. Diese Sagen oder Erzählungen selbst aber sind noch von mehrerem Werthe. Der größte Theil derselben ist im eilften, zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte verfertiget worden. Es sind ihrer eine große Menge.

Eine

Eine andre Probe des Fleißes und der Genauigkeit der Isländer sind die Annalen oder Jahrbücher, worin sie Jahr für Jahr anzeichneten, was sich sowol in Island, als an andern Orten merkwürdiges zutrug.

Aber die Wissenschaften haben auch hier diejenigen Veränderungen erfahren müssen, die sie an andern Orten erfahren haben. Sie sanken von dem Lichte, worin sie sich so lange erhalten hatten, in eine tiefere Nacht herab, als man sich vorstellen kann. Ihre Kindheit gieng bis 1056, da die Einführung der christlichen Religion etwas Licht mitbrachte; ihre Jugend bis 1110, da die Schulen in Gebrauch kamen, und man anfieng, sich um die Erziehung und den Unterricht der Jugend mehr zu bekümmern, als vordem geschehen war. Ihr männliches Alter währte bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, da die Wissenschaften schon immer mehr und mehr abgenommen hatten, und darauf erfolgte endlich völlige Schwäche, da nichts von einigem Werthe mehr aufgewiesen werden konnte. Die Geschichte hatte ihre Verehrer, die Dichtkunst allen Geschmack verlohren, und den übrigen Wissenschaften fehlte alles Licht. Die Schulen geriethen in Verfall,

fall, und man fand bisweilen gar keinen Ort, wo einiger Unterricht gegeben wurde. Es war etwas seltenes, wenn einer Latein verstand, und etwas nicht ungewöhnliches, daß die Priester ihre Breviarien und Ritualien mit Mühe lesen konnten.

Doch so sah es damals nicht allein in Island aus, sondern den größten Theil von Europa drückte dasselbe Schicksal. Denn die Dämmerung eines klärern Lichtes, die sich aus Griechenland, nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken im Jahr 1453, nach Italien und den südlichen Gegenden Europens auszubreiten angefangen hatte, konnte noch nicht bis nach Norden durchdringen. Nicht genug, daß man fast alles, was nur Gelehrsamkeit heißen konnte, verachtete, gieng die Unwissenheit so weit, daß die vornehmsten Herren, sowol geistlichen als weltlichen Standes, nicht ihre Namen schreiben konnten.

Bei der Reformation aber gieng hier, so wie an den meisten Orten, ein Licht auf. Es war kurz vorher eine Buchdruckerei nach Island gebracht worden, und der Bischof Gissur dachte darauf, wieder eine Schule zu eröfnen. Im Jahr 1552 befahl König Christian

stian III, daß bei einer jeden Cathedralkirche in Jsland eine Schule angelegt werden sollte, die er mit den nöthigen Einkünften für die Lehrer und Schüler versorgte.

Man hat sich auch seit der Zeit viele Mühe gegeben, geschickte Männer zu Lehrern bei diesen Schulen zu verschaffen, und der Unterricht ist so beschaffen gewesen, daß die meisten isländischen Prediger nirgends anders, als da, ihr Studium getrieben haben. Doch reisen viele nach Kopenhagen, um dort zu studiren. Auf dieser Akademie waren 1773, 54 Jsländer. Bisweilen besuchen sie itzt auch wol fremde Akademien.

Man muß sich daher Jsland itzt als keinen Wohnsitz der Unwissenheit und der Finsterniß vorstellen. Vielmehr trifft man dort, selbst unter dem gemeinen Mann, mehr Einsichten an, als an andern Orten. Man wird dort selten einen Bauer finden, der nicht, ausser seinem Christenthume, auch die Geschichte seines Vaterlandes wissen sollte, welches von dem fleißigen Lesen ihrer alten Sagen herrührt, worein sie ihr größtes Vergnügen setzen. Ja, es ist gar nicht selten, daß man unter ihnen einige findet, welche die Gedichte ihrer neuern Dichter auswendig wissen.

Die

Die Prediger sprechen allenthalben gut Latein, und man findet an einigen Orten schönere Bibliotheken, als man in Island suchen sollte. Man hat einmal eine gelehrte Gesellschaft daselbst errichtet gehabt, und es giebt in Island Männer, die sich durch Gelehrsamkeit und Geschmack in der gelehrten Welt vorzüglichen Ruhm erworben haben.

Was die Sprache in Island betrifft, so ist es dieselbe, welche im neunten Jahrhunderte in Dännemark, Norwegen und Schweden geredet wurde, und sie hat sich daselbst in solcher Reinigkeit erhalten, daß jeder Isländer sehr leicht die ältesten Sagen versteht. Die allgemeine Veränderung, welche die nordische Sprache um die Zeit Erichs von Pommern erlitten hat, erstreckte sich also nicht bis Island. Doch ist sie auch darin hernach, sowol durch Einführung der Reformation, als durch die Handlung mit den Dänen, Engländern und Deutschen, im funfzehnten Jahrhunderte etwas verändert worden. An den Küsten verstehen die Einwohner auch etwas Dänisch; viele können auch Dänisch sprechen, so wie es auch nicht ungewöhnlich ist, daß man dort einen Bauer sagen hört: Salve domine; bonus dies; bonus vesper; gra-

tias; proficiat; dominus tecum; vale. Tiefer ins Land hinein versteht man kein Wort Dänisch. Der Geschmack, den die Isländer am fleißigen Lesen ihrer alten Sagen finden, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß ihre alte Sprache so rein ist beibehalten worden. Die Aussprache aber ist verschieden, und kann in vier Mundarten abgetheilt werden.

Ihr Alphabet besteht aus denselben Buchstaben, die das unsrige hat, das Th ausgenommen, wofür sie ein besondres Zeichen haben. Die übrigen nordischen Völker haben diesen Charakter und die Aussprache desselben verlohren, welche letztere aber noch bei den Engländern anzutreffen ist.

Jon Mathiesson, ein Schwede und ein Geistlicher, brachte die erste Buchdruckerei nach Island, und druckte das erste Buch daselbst im Jahr 1531. Itzt sind zwei da.